Berlin-
1932

DIE GEHEIME GESELLSCHAFT DER ARIOI

EINE STUDIE ÜBER POLYNESISCHE GEHEIMBÜNDE, MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER SIEBUNGS- UND AUSLESEVORGÄNGE IN ALT-TAHITI

INAUGURAL-DISSERTATION, ZUR ERLANGUNG DER DOKTOR-WÜRDE GENEHMIGT VON DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT DER FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

VON

W. E. MÜHLMANN
AUS DÜSSELDORF

TAG DER MÜNDLICHEN PRÜFUNG: 23. JULI 1931
TAG DER PROMOTION: 7. OKTOBER 1932

BUCHHANDLUNG UND DRUCKEREI
VORMALS E. J. BRILL A. G., LEIDEN
1932

REFERENT: Prof. R. THURNWALD.
KORREFERENT: Prof. E. FISCHER.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

INHALT:

	Seite
EINLEITUNG QUELLENBERICHT	1
SPRACHLICHE DEUTUNGEN	5
HAUPTTEIL	6
Die Aufnahme in die Arioi	6
Einteilung und Grade der Arioi. Graduierung. Leichenfeierlichkeiten	8
Ständegliederung und Schichtung	12
Die Stellung der Arioi zum Häuptlings- und Priestertum	16
Das Mysterienelement in der Arioi	17
Die Rundreisen der Arioi	21
Die Vorführungen der Arioi	25
Privilegien und Terrorismus der Arioi	35
Die Mythologie der Arioi	37
Die Kindstötung: Religiöse und magische Motivierungen	45
Die realen Motive der Kindstötung	50
Die Arioi als Vorbild	61
Soziologische Struktur der Arioi	65
Auslesewirkungen	75
LITERATURNACHWEISE	80
LITERATUR	86
ANHANG	90

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547615_0091

EINLEITUNG.QUELLENBERICHT.

Die geheime Gesellschaft der Arioi war vielleicht überhaupt die erste Geheimorganisation, die ethnographisch bekannt wurde. Nach der übereinstimmenden Aussage der Quellen fand sich diese Organisation vor allem auf den *Gesellschaftsinseln* (Tahiti, Eimeo oder Morea, Sir Charles Sanders Isl,. Huahine, Raiatea, Tahaa, Borabora, Maurua), während die Meinungen über ihr sonstiges Vorkommen auseinandergehen. Wahrscheinlich fanden sich ähnliche Gesellschaften auf den *Marquesas-* und *Mangareva*-Inseln, auf *Rarotonga,* sowie in stärker abgewandelter Form auf *Hawaii,* während ihr Vorkommen auf *Neuseeland* fraglich ist und die *Tonga-* und *Samoa*-Inseln wohl ganz frei davon waren. Dagegen stiess man schon sehr früh darauf, dass weit entfernt von Tahiti, im mikronesischen Kulturbereich ähnliche Institutionen sich fanden: der Jesuit Le Gobien (1700) und der Kapitän Freycinet (1829) berichteten von einer Genossenschaft junger Leute auf den *Marianen*, die in besonderen Häusern lebten, und die Ulitao hiessen.

Die frühesten Besucher und Erforscher Tahitis wie Cook und die beiden Forster hielten sich mehr an die äusseren Symptome der Arioi-Organisation, die sie im Grunde doch nicht verstanden: Sie sahen, dass Männer und Frauen zu der Gesellschaft zugelassen waren, und dass die Zugehörigkeit davon abhängig war, dass sie kinderlos blieben, oder, wie sich die meisten Schriftsteller seither ausgedrückt haben: dass sie ihre Kinder umbrachten. Als Lebenszweck der Arioi erschien ihnen das Herumreisen von Ort zu Ort, von Insel zu Insel, die Vorführung von Tänzen, Scheingefechten und dramatischen oder pantomimischen Szenen. Von diesen hat uns der jüngere Forster eine köstliche Schilderung hinterlassen, die wertvoll ist, weil sie in dieser Ausführlichkeit allein steht. Aber um eine Erklärung der Institution bemühte auch er sich vergebens, wenn er auch manches sehr gut beurteilte und zweifellos viel vorurteilfreier war als die späteren britischen Missionare. Als mit der „Duff" 1797 die ersten Missionare nach Tahiti kamen, vermehrten sich die Nachrichten über die Arioi, die Kenntniss des Tatsächlichen vergrösserte sich, aber das Verständnis für die so fremdartige Erscheinung nahm eher ab, denn nun stellte sich allmählich heraus, dass die Gesellschaft

der Arioi die wirksamste Konkurrentin der Mission im Wettkampf um Ansehen und Geltung beim Volke und damit die schärfste Feindin der Christianisierungsbestrebungen war. So musste sie den frommen Brüdern mehr und mehr als Werk des Teufels erscheinen. Der „Stand der Forschung" am Ende des 18. Jahrhunderts wird durch nichts besser gekennzeichnet, als durch die Auskunft über die Arioi zum Beschluss des 1. Bandes der „Transactions of the Missionary Society" (London 1804, S. 258) unter „explanation of names":

„Arréeoies, a Society of the principal people, who go feasting from district, with their women; among whom it is the established custom to murder every child at their birth; if any refuse, they are expelled the Society".

Wir werden auf die Rolle, welche die Arioi und die Abenteurerdynastie der Pomare in der Auseinandersetzung mit der Mission und Zivilisation spielten, noch eingehen. Die erste Epoche der tahitischen Mission kann man bis zum Tode Pomares I. (1803) rechnen. In der zweiten Epoche gelang die Niederwerfung des Heidentums und (1815) die Auflösung der Arioi. Damit wurden aber auch die Forschungen über diese zum Abschluss gebracht, wenigstens soweit sie „am lebenden Objekt" möglich waren. Aus dieser Zeit stammen unsere beiden Hauptquellen über die Arioi, das Werk des Missionars William Ellis (1830) und das des Kaufmanns und späteren tahitischen Amateur-Politikers J. J. Moerenhout (1837). Wegen der Kritik dieser beiden Werke kann ich auf F. R. Lehmann (Die polynesischen Tabusitten, Leipzig 1930) verweisen, wo über die polynesische ethnographische Literatur ausführlich gehandelt wird. Doch schätze ich, wenigstens für mein Thema, Ellis etwas niedriger, Moerenhout etwas höher ein als Lehmann. Ellis' Stellung zur Arioi ist bei aller Objektivität der Tatsachenberichte doch eminent affektbetont. Moerenhout ist hinsichtlich der Lokalisation des Berichteten manchmal ungenau oder unzuverlässig, dafür beurteilt er aber die Arioi auch viel sachlicher. Ellis hat seine Berichte über die Stiftungsmythe der Arioi von Richard Barff, der sie von Auna erhielt, einem der ersten Diakone der Kirche von Huahine, der selber ein führender Arioi gewesen war; ferner von Mahine, dem „König" von Huahine (Ellis I, 315). Moerenhouts Gewährleute über die Arioi sind vier Oberhäuptlinge („quatre chefs principaux") (1). Die Hauptzüge des Ursprungmythos der Arioi seien hier vorweggenommen: Der Gott Oro, Sohn Taaroas, stieg beim Berge Paia auf der Insel Borabora auf die Erde herab und vermählte sich mit der schönen Vairaumati. Seine Brüder Orotetefa und Urutetefa vermissten ihn im Himmel und suchten ihn daher auf der Erde. Sie entdeckten ihn im Hause seiner schönen Gattin und boten ihm ein Schwein und rote Federn zur Begrüssung. Aus Freude über das Geschenk machte Oro sie zu Göttern (denn bis dahin waren sie keine, von Taaroa nicht erzeugt, sondern erschaffen) und sagte zu ihnen: „Seid Arioi auf dieser Erde". Da aber Orotetefa und Urutetefa in Zölibat lebten, durften auch ihre Verehrer und Nachfolger keine Nachkommen haben und mussten daher ihre Kinder umbringen. — Ellis und Moerenhout haben uns auch Aufschluss gegeben über die verschiedenen Grade der Arioi, über die Zeremonien beim Eintritt und beim Avancement und vieles andere mehr. Während aber für Ellis die Mitglieder einfach „a sort of strolling players, and privileged libertines" (2) sind (eine Bezeichnung, die später bis zum Überdruss von anderen wiederholt worden ist; vgl. Tyerman und Bennet 1831; Russell 1853; Cooper 1882), für die es nichts Besseres gab, als durch das Christentum vernichtet zu werden, ist Moerenhout um eine Erklärung bemüht. Er sieht den Hauptzweck der ursprünglichen Institution in einer rituellen Einführung in die Mysterien des Gottes Oro oder (auf den Marquesas-Inseln) in die Mauis (3). Der Kult der Arioi war nach seiner

Meinung eine Art Sonnenkult, und wenn auch die Verehrung der Sonne und der Gestirne keine unmittelbare war, so kann nach seiner Meinung der Kult nichts anderes gewesen sein als "le sabéisme ou l'adoration de l'univers visible et animé" (4). Ja, MOERENHOUT vergleicht die Mysterien, besonders auf Grund der marquesanischen Befunde, geradezu mit denen von Eleusis und Sais und mit geheimen Gesellschaften des Mittelalters und der Neuzeit. Er ist also von den alten Autoren der einzige und jedenfalls der Erste, der den Geheimbundcharakter der Arioi überhaupt erkannt hat. Bis zu dieser Höhe der Deutung haben sich andere und selbst spätere Autoren nicht verstiegen. TYERMAN und BENNET bezeichneten die Arioi als „human harpies, in whose character and habits all that is most loathsome, earthly, sensual, devilish, was combined" (5). Moss nennt sie noch 1889 als Beispiel dafür, auf wie tiefer heidnischer Stufe die Tahitier standen, als die ersten Missionare zu ihnen kamen (6). BASTIAN griff in einer Schrift von 1883 (Zur Kenntnis Hawaiis) die Oro-Mythe auf, in der Deutung an MOERENHOUT anknüpfend. "Mit der Mythe von Oro (in deren Neuheit, zur Entdeckungszeit, die der Einflüsse durchblickt) verknüpft sich, wie die Niedersenkung der Gottheit zur irdischen Weiblichkeit, die Geheiminstitution der Areois in mystischen Graden freimaurischer Orden (wie auch bei den Egbo in Afrika), mit Anstrebung des Fortlebens und Wiederbelebung, weshalb "son nom signifie la vie" (auf Tahiti). Ola (in Hawaii) bezeichnet das Leben als Wiederherstellung von Krankheit (als lautbares) und Olo die Klagelaute (um das Sterben)" (7). ACHELIS (1895) wandte gegen ELLIS' dogmatische Ablehnung u.a. ein, die hohe Wertschätzung der Arioi beim Volke wäre ausgeschlossen gewesen, wenn sie ein blosses Zersetzungsprodukt gewesen wären (8). In jüngster Zeit hat RIVERS MOERENHOUTS Deutung der Arioi als einer Sonnenkultgemeinschaft wieder aufgegriffen, mit neuen Argumenten gestützt und mit seiner Theorie über die Besiedelung Melanesiens und Polynesiens verbunden. Nach seiner Ansicht sind die alten Autoren ganz an den äusserlichen Zügen der Institution hängen geblieben und haben deren wahre Absicht verkannt, mit Ausnahme von MOERENHOUT (9). Auch FRAZER (1922) glaubt an eine ursprünglich ernste Absicht der Arioi-Gesellschaft. Ihr Ziel sei offenbar religiös gewesen. Die Aufklärung erhofft er von einer Klärung der Bedeutung des Gottes Oro, dessen Interpretation durch verschiedene Autoren eine verschiedene sei (10). In neuester Zeit hat K. v. D. STEINEN wieder von den Arioi gehandelt. Er hebt, von den marquesanischen *Kaioi* ausgehend, den Charakter der Initiation hervor und fasst die Tänze und Orgien als Fruchtbarkeitszauber auf [1]).

Quellen: Die Hauptquellen ELLIS und MOERENHOUT wurden schon erwähnt. Neben diesen Werken, die ausführlichere Abschnitte über die Arioi aufweisen, sind die Augenzeugenberichte von COOK, J. R. und G. FORSTER und BLIGH wichtig, später die von WILSON und den Duff-Missionaren (teils bei WILSON, teils in den Transactions und Reports der Londoner Missionsgesellschaft) und TURNBULL. Hinzu kommen einzelne Daten der Missionare TYERMAN und BENNET, ferner von P. LESSON. Wenige Bemerkungen finden sich bei QUATREFAGES, MEINICKE, ACHELIS, A. LESSON und BASTIAN (b).

Wichtige Gesamtdarstellungen über Tahiti sind: zur Soziologie Tahitis DE BOVIS (1855), der auch über die Arioi wichtige Daten beisteuert. DE BOVIS war französischer Schiffsoffizier. Die Absichten seiner Darstellung sind rein wissenschaftlich; er suchte

1) In dem gross angelegten Werke von WILLIAMSON (1924) sind die Arioi der Gesellschafts- und die Kaioi der Marquesas-Inseln zwar behandelt, kommen aber doch viel zu kurz.

besonders durch systematisches Befragen alter Leute über Alt-Tahiti zu erfahren, was noch zu erfahren war. Er liess sich von folgenden Gewährsleuten diktieren: Tuaroa, einem alten Priester († 1844) dem Oberpriester Pati († 1832); dem Fürsten Mai von Borabora, dem „Minister" Auriro und von Richard Barff, der 38 Jahre auf Huahine lebte und auch Ellis' Gewährsmann war. — Zur Geschichte Tahitis: Arii Taimai (deutsche Ausgabe von Hambruch 1923). Die Verfasserin (Mrs. Salmon) stammt aus einem führenden tahitischen Adelsgeschlecht und spielte 1846 bei der Okkupation Tahitis durch die Franzosen eine führende Rolle. Ihre Denkwürdigkeiten sind von höchstem Wert für uns. Mit Kritik ist das für die englische Mission apologetische Buch von Lutteroth zu benutzen. — Berichte über die Arioi, die aber wohl weniger auf eigene Informationen zurückgehen als aus älterer Literatur schöpfen, finden sich bei Russell, Cooper, Moss und Arbousset. Erwähnt sind die Arioi ferner bei Rienzi, Heckethorn (ohne Quellenangabe), Dumont d'Urville, sowie in einigen älteren, ausländischen Werken, die mir nicht zugänglich waren.

Z. T. ausführlicher behandelt finden sich die Arioi in den zusammenfassenden wissenschaftlichen Werken von Waitz-Gerland, Schurtz, Webster, Rivers, Handy und Williamson, sowie in K. v. d. Steinens Marquesas-Monographie.

Die nachfolgende Darstellung (die sich im wesentlichen auf die historische Ausprägung beschränkt, die die Arioi auf den Gesellschafts-Inseln fand) ist eine Rekonstruktion aus Hunderten von Einzelangaben und trägt als solche zum Teil natürlich hypothetischen Charakter. Bei der fragmentarischen Beschaffenheit der Überlieferungen und der oft affektgetrübten Darstellung älterer Schriftsteller kam es darauf an, zahlreiche Einzelangaben gegeneinander abzuwägen und oft durch immer wiederholtes Lesen „herauszufühlen", welcher Sachverhalt sich hinter einer Textstelle verbergen mochte.

Die Fragestellung dieser Arbeit ist ganz vorwiegend *soziologisch* und *biologisch* [1]). Es sollte gezeigt werden, *wie in einer bestimmten Organisation ganz bestimmte Menschen sich zusammenfinden, solche, die vom Typus der Gesamtbevölkerung abweichen, wie sie zu Einfluss und Machtausübung gelangen.* Diesen Vorgang nennen wir nach Thurnwald *„Siebung". Sie muss auf das herrschende System von Sitten und Einrichtungen zurückgeführt werden.* Der Begriff der Siebung bezieht sich auf Individuen.

Dagegen verstehen wir unter *Auslese* den Vorgang, dass *innerhalb einer menschlichen Gruppe sich verschiedene Menschen verschieden stark fortpflanzen und dass infolgedessen bestimmte Erbfaktoren einen grösseren Anteil an der Gesamt-Erbmasse einer Population haben als andere.* Der Begriff der Auslese bezieht sich nicht auf Individuen, sondern auf *Erbanlagen.*

Die Siebung führt zur Bildung menschlicher *Gruppen* verschiedenster Art, die Auslese zur Bildung von *Rassen.* Beides sind *Typisierungsvorgänge* [2]).

---

1) Auch als sozialanthropologisch im Sinne von Fischer kann man sie bezeichnen, allerdings vermehrt um sozialpsychologische Betrachtung. Denn die wichtigste Umwelt sind für den Menschen die anderen Menschen.

2) Die methodologische Grundlegung dieser Anschauungen verdanken wir — von der Soziologie her — Thurnwald, und — von der Anthropologie her — Scheidt. Zur Sozialanthropologie vgl. Fischer; zur Auslese beim Menschen Lenz; zur Sozialpsychologie Dewey; zur Psychologie Kretschmer; zur Kulturpsychopathologie Lange-Eichbaum.

Siebung und Auslese brauchen keineswegs synergetisch zu wirken. Es ist durchaus möglich, dass bestimmte Personen in einer Gruppe zu Einfluss und Gefolgschaft gelangen, ohne gleichzeitig ihre Erbanlagen stärker in der Bevölkerung auszubreiten. Oft ist auch das Gegenteil der Fall, wie das Schicksal mancher Aristokratien zeigt. In diesem Falle kommt es zu allmählicher Ausmerze der Machtträger. Siebung und Auslese wirken also dann entgegengesetzt.

Da die Arioi Tahitis *durch den Verzicht auf Nachwuchs die Voraussetzungen ihrer Institution zerstören*, ist dieses Beispiel für die Demonstrierung des Unterschiedes von Siebung und Auslese besonders geeignet. Die Ausmerze eines grossen Teiles der Bevölkerung, der von ihrem erblichen Typus erheblich abwich, führte zu einer *Veränderung der durchschnittlichen Erbbeschaffenheit der Bevölkerung* und schaffte damit auch *gänzlich veränderte Vorbedingungen für die weiteren geschichtlichen Abläufe.*

SPRACHLICHE DEUTUNGEN.

Von den Steinen (12) ist m. W. der Einzige, der sich um die Deutung des Namens *Arioi* bemüht hat. Ihm verdanke ich die folgenden Angaben.

Das Wörterbuch der Missionary Society in London (1851) nennt die Arioi "a certain fraternity of players, that travelled through the islands and observed peculiar customs". Das Wörterbuch der katholischen Mission (1898) bezeichnet sie als "société de joueurs, de danseurs, de comédiens ambulants, secte paienne de célibataires sans enfants" [1]). Das Wörterbuch von Mosblech übersetzt im französisch-marquesanischen Teil "tatoué" mit "kaioi", was den ausgesprochenen Initiationscharakter der marquesanischen Variante zum Ausdruck bringt: die Aufnahme in die Gemeinschaft der erwachsenen, fortpflanzungsfähigen Personen ist durch Tätowierung gekennzeichnet. Im marquesanisch-französischen Teil des Wörterbuches heisst "kaioi" „lubrique, impudique, déhonté, obscène". Dordillon übersetzt "sensuel, petit-maître, luxurieux, qui aime les parures, les parfumes". Auf Mangareva ist karioi "profession de la luxure; lieu, où elle se commet; s'y livrer; e hare no te karioi, a house set apart for purpose of luxury". Paumotu: "unmarried, a bachelor, obscene; a rake, a debauchee". Rarotonga (14) (nach Christian) kariei im Sinne von lasterhaft. Karioi bezeichnet auf Rarotonga "houses of amusement, singing and dancing, and trumpets and drums". Neuseeland: "idle, to loiter". In Zentralpolynesien und Hawaii kann von den Steinen "karioi" und verwandte Formen nicht entdecken.

Nach von den Steinen ist die Schreibweise "Areoi", die man meist (auch bei Ellis und Moerenhout) findet, falsch. Die massgebenden Wörterbücher haben "Arioi", wie schon Forster ("Errioy") und später de Bovis ("Arioi"). Mit Hilfe der von Moerenhout (15) berichteten Dialektvariante "arekoi" möchte Steinen die Grundform "karikoi" aufstellen. Koi bedeutet "spitz, scharf, schneidig", wird von stechenden und schneidenden Gegenständen gebraucht und bezeichnet (durch "Verschiebung") auch diese selbst. Ko ist der spitze Stock zum Ausgraben der Pflanzlöcher. Kari, keri oder keli bedeutet: "ein Loch, eine Grube in die Erde graben, wobei die Arbeitsweise stossweise und ungestüm gedacht ist. Danach hätte man "spitze Grabstöcke" zu übersetzen" (16).

1) Man wird zugeben, dass diese Charakteristik nicht hinausgelangt ist über die von Russell, für den die Arioi eine Kombination von Zigeunern, fahrenden Sängern und irrenden Rittern waren (13).

Den Sinn des Ausdrucks soll nach Steinen der Name des marquesanischen Mädchenbundes poko-ehu erschliessen, der zerfetztes Loch, deflorata, bedeutet. Der Name karikoi bedeutet also "fossa lacerata in unmittelbarer Entsprechung: Stock und Grube, Spitze und Loch, die Entjungferer und die Entjungferten". Steinen bringt also den Namen mit den Fruchtbarkeitsriten eines landbebauenden Volkes in Zusammenhang. Bedeutung und Begehungen der Arioi bzw. Kaioi sind nichts weniger als "obszön" im Geiste der europäischen Übersetzer, ihre Feste und Orgien als Analogiezauber aufzufassen.

Wenn wir es auch hier in erster Linie mit den Arioi der Gesellschaftsinseln zu tun haben, die eine historisch ganz andere Ausprägung darstellen, so ist Steinens Deutung doch interessant für uns, weil sie sich gut mit der Annahme (Rivers, Williamson) verträgt, dass auf den Marquesas-Inseln "ältere" und "ursprünglichere" Verhältnisse vorliegen. Nach S. P. Smith waren karioi und die äquivalenten Worte allgemeine polynesische termini, keineswegs auf die Arioi-Gesellschaften oder die Gesellschafts-Inseln beschränkt (17).

Die Deutung der zahlreichen, in Verbindung mit der Arioi auftretenden Namen muss ich mir versagen. Sie ist einem Linguisten von Fach vorbehalten. Uns geht es ja hier auch weniger um die "ursprünglichen Bedeutungen" als um ihre Abwandlungen.

Erwähnt werden soll noch, dass bei Tyerman die Arioi (aber nur einmal) auch als "Papaiaomu" bezeichnet werden (18). Der Name hängt wohl mit dem der dramatischen Szenen der Arioi zusammen, die Aamu genannt wurden (s. u.).

HAUPTTEIL.

Die Aufnahme in die Arioi.

Die Mitteilungen der alten Autoren bestätigen uns für die Arioi die Erwartung, dass sie eine besondere Siebungsgruppe oder (wie wir später sehen werden) ein ganzer *Komplex von Siebungsgruppen* war. Forster sah 1774 auf Raiatea eine grosse Menge von Arioi. "Es waren lauter Leute von gewissen Ansehen" (19). "Es scheint fast, das von jeder vornehmen Familie durchgehends eine oder mehrere Personen in diese Gesellschaften treten". Eine Familie von Stand vermehrte also ihre Geltung, wenn sie eines ihrer Glieder oder mehrere in die Gesellschaft eintreten hiess. Auch körperlich müssen die Arioi eine Auswahl gewesen sein. Kapitän Wilson von der "Duff" sagte von ihnen: "Es sind die schönsten Menschen, die wir gesehen haben" (20). Russell schreibt, dass sie aus den klügsten und trefflichsten (handsome) Personen beider Geschechter bestanden (21). Die Zahl der Frauen trat gegenüber der der Männer sehr zurück, das Verhältnis soll "wenigstens 1 : 5" gewesen sein (21). Moss wiederholt Russells Urteil über die hohen Qualitäten der Arioi (22).

Die meisten Quellen stimmen darin überein, dass der Eintritt in die Arioi nicht von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaftsklasse abhängig war. Sie setzte sich vielmehr aus Leuten aller Gesellschaftsklassen zusammen (23) [1]). Wir werden sehen, dass trotzdem auch innerhalb der Arioi-Gesellschaft eine Staffelung eingehalten wurde, und dass

1) Im „Journal of a Tour around Hawaii", das Ellis zum Verfasser hat, findet sich allerdings in einem „Appendix" (S. 260) die Notiz, die Gesellschaft sei „restricted to the higher ranks" gewesen. Diese Stelle stammt vermutlich nicht von Ellis selbst, sondern dürfte auf eine Notiz in den „Reports of the Miss. Soc." Bd. II, Ber. v. 13. Mai 1819 S. 16n zurückgehen, für welche die Direktoren der Gesellschaft verantwortlich sind. Auf weitere Abweichungen von der Ansicht Ellis' und Moerenhouts komme ich weiter unten zurück.

die Leute von vornehmen Herkommen leichter in die höheren Grade aufrücken konnten als die anderen.

Der Eintritt in die Arioi ging auf eine etwas ungewöhnliche Weise von statten. Wer Arioi werden wollte, der musste zeigen, dass er von dem Gotte *Oro* besessen war. Erst das galt als Beweis der Jüngerschaft. Diese Probe liess sich am besten bei einer der öffentlichen Vorführungen der Arioi ablegen. Der Aspirant tat sich einen Gürtel von gelben Pflanzenblättern um, bemalte sich das Gesicht (nach Moerenhout auch den Körper) mit Scharlachfarbe (mati), verzierte sich seine Augenbrauen mit seltsam gefalteten gelben Kokosnussblättern und steckt sich Blumen in das mit wohlriechendem Öl parfümierte Haar. In diesem Aufzuge stürzte er sich in einem Zustande von offensichtlichem neneva oder "Aussersichsein" unter die versammelten Mitglieder der Arioi, brüllend und rasend wie ein Mensch in Delirium (24); oder er lief in das Haus, wo die Akteure und Tänzer der Arioi ihre Stücke zum besten gaben und nahm mit rasender Wildheit an ihrem Tanz oder ihrer Pantomime teil. Man nahm an, dass damit der Wunsch, Arioi zu werden, deutlich zum Ausdruck gebracht werde. War man damit einverstanden, so wurde er dem führenden Arioi zugeteilt. Dieser nannte ihn bei seinem Namen und sagte in freundlichem und beruhigendem Tone zu ihm: "Manau, manau, hare mai, Du gehörst zu uns, du gehörst zu uns, komm". Dann hatte der Neuling dem höheren Arioi eine Zeitlang als Diener aufzuwarten. Diese Zeit war eine Art Eignungsprüfung und konnte sich über Monate, selbst Jahre hinziehen. Fiel sie positiv aus, bewies er die höchste Fügsamkeit, Ergebenheit, Anhänglichkeit und Ehrerbietung gegen seinen Herrn und die Mitglieder, so fand schliesslich, wenn er auf seiner Absicht, Mitglied zu werden bestand, die Einführungszeremonie statt (25).

Diese Aufnahmezeremonie wurde im allgemeinen auf eines der grossen Treffen oder Feste gelegt, die sogenannten taupiti. Von neuem wurde das Haupt des Kandidaten mit Blumen bekränzt, sein Haar mit wohlriechendem Öl gesalbt, Gesicht und Körper gelb und rot bemalt. Ausserdem musste er aber diesmal das ahu haio, oder Ordenskleid anlegen, "ein seltsam bemaltes Kleid", wie Ellis sich ausdrückt. In diesem wurde er von seinem Herrn, dessen persönlicher Adjutant er war, den Mitgliedern vorgestellt. Er wurde nun zum ersten Mal angewiesen, seine Kinder umzubringen, "eine Tat von schrecklicher Barbarei, zu der er im allgemeinen bereit war" (26). Nach Moerenhout wurde der Kandidat gefragt, ob er bereit sei, die Kinder umzubringen, die seine Frau noch bekommen werde (27). Er erhielt sodann einen neuen Namen, unter dem er hinfort den Mitgliedern bekannt war. Hierin kommt der alte Zusammenhang mit Jünglingsweihen besondere schön zum Ausdruck. Dann musste er seinen linken Arm beugen und mit der Rechten auf den gebeugten linken Ellbogen und diesen gleichzeitig gegen die linke Seite schlagen, wobei er folgende ihm vorgesprochene oder vorgesungene Worte wiederholte:

"Mouna tabu tamapua. Manunu teariiterai".

Moerenhout übersetzt: Mua tabu tamapua: heiliger Berg und Land an seinem Fusse. Manunu te Arii terai; majestätische Stirn des Königs der Himmel, ich bin der Soundso, ein Arioi. Ellis' Übersetzung lautet: "The mountain above, mouna tabu, sacred mountain. The flour beneath Tamapua, projecting point of the sea. Manunu, of majestic, of kingly bearing forehead. Teariiterai (the hereditary name of the king or highest chief of Huahine), the splendour of the sky, I am such one (pronouncing his new Areoi name) of the mountain huruhuru". Der bezeichnete Berg findet sich nahe dem See von Maeva auf Huahine (21).

Danach musste der Kandidat das Kleid der Frau des Grossmeisters oder des ersten

anwesenden Arioi berühren und war von diesem Augenblick an aufgenommen in die unterste Klasse.

Wir erfahren nichts über die Initiationsriten bei der Aufnahme von Frauen. Das Mitgeteilte bezieht sich offenbar nur auf Männer. Die Arioi steht mit der Zulassung von Frauen einzig da [1]). Nur einige indianische Gesellschaften zeigen Ansätze zur Zulassung von Frauen, während afrikanische regelrechte Gesellschaften von Frauen kennen. In der Arioi galt wohl beim Eintrit eines verheirateten Mannes seine Frau als automatisch mit aufgenommen.

Allein steht die Angabe Lessons [2]), dass man sich in die Arioi auch einkaufen konnte, wie das bei afrikanischen Gesellschaften (Egbo) vorkommt. Schon die Kosten des Eintritts in den untersten Grad wären bedeutend gewesen. Ich komme auf diese Angabe unten zurück (29).

Einteilung und Grade der Arioi. Graduierung. Leichenfeierlichkeiten.

Die Gesellschaft hatte mehrere Abteilungen, deren Zahl verschieden angegeben wird. Nach Ellis (30) hatte schon Oro, der göttliche Stifter des Ordens seine Brüder Orotetefa und Urutetefa angewiesen, aus den verschiedenen Inseln bestimmte Leute als Meister auszusuchen. Moerenhout spricht von zwölf taata hoa areois ("hommes amis aréois"), deren Namen die Abteilungen bezeichneten. Die erste Generation der Meister setzte sich folgendermassen zusammen:

Inseln:	Ellis (30)	Moerenhout (31)
Raiatea:	Taramanini Airipia	Taramanini
Borabora:	Bunaruu	Puna run
Huahine:	Atae Tetoa	Alae
Eimeo:	Tauraatua	Tauraa tua
Tapamanu (Sir Charles Sanders-Insel):	Tamaiatea	Temai atea
Tahaa:	Mutahaa	Mutahaa
Maurua:	Marore	
Tahiti:	Huatua	Huatua, Maurura, Teraaroa, Mauaroa, Nita, Paa.

Die Arioi hatten ferner einen Grossmeister, *Arii Maroura*, den Inhaber des *roten Federgürtels* ("roi à ceinture rouge"). Dieser entsprach wahrscheinlich dem Meister von

---

1) Schurtz übergeht die für seine Theorie der Männerbünde ungünstige Tatsache, dass die Arioi Frauen aufnahm, in seiner Besprechung der Arioi vollständig.

2) Das Buch von P. Lesson „Voyage autour du monde", Paris 1839, nach dem Williamson und Webster zitieren, habe ich nicht auffinden können. Es ist weder identisch mit R. P. Lesson, Voyage médical autour du monde, Paris 1829, noch mit „Voyage autour du monde sur la corvette La Coquille, pendant les années 1822, 1823, 1824 et 1825, publié par M. L. I. Duperrey, I, 1: Zoologie, par M. Lesson et Garnot Paris 1826". Ich übernehme die Angaben P. Lessons auf die Autorität Websters hin.

Raiatea (Taramanini). Gewählt wurde er von Mitgliedern von hohem Rang ("choisi parmi les sociétaires de haut rang ou plutôt le sociétaire de plus haut rang"). Wenn er gestorben war, ging der neue "König" auf allen Inseln zu jedem hauptsächlichen Marae (Tempel), um seine Anerkennung zu bewirken. Traf er unterwegs auf einen Menschen, der ihm gefiel, so legte er ihm seinen Gürtel um, und damit war der Mann ein Arioi. Das war aber ein Ausnahmefall, sonst musste der Anwärter die gewöhnlichen Prüfungen durchmachen (32).

Wie man sieht, stimmen die Angaben über die Abteilungen der Arioi nicht ganz überein. Ellis nennt acht Abteilungen bezw. Inseln und zehn Meister (für Raiatea und Huahine je zwei), Moerenhout nur sieben Abteilungen. Dafür fehlt bei ihm in Raiatea und Huahaine der zweite Mann, wohingegen Tahiti durch sechs Meister vertreten ist. Die Namen sollen ursprünglich die Namen der Fürsten gewesen sein, welche die erste Arioi-Gesellschaft konstituierten (33); ihnen übertrugen die Götter, die Oro über sie gesetzt hatte (Orotetefa und Urutetefa) ihre Autorität und erlaubten ihnen, alle die zum Orden zuzulassen, die eintreten wollten, und bereit waren, ihre Kinder zu töten (34). Die Namen erhielten sich konstant bis etwa 1820 (Ellis) [1]). Es ist möglich, dass die Zahl der Abteilungen der der Grade ursprünglich gleich war. Das Schwein, das Orotetefa und Urutetefa dem Oro geschenkt hatten, warf noch in der gleichen Nacht sieben Junge (35).

Die sieben Grade der Arioi unterschieden sich zunächst einmal äusserlich durch Grad und Art der Tätowierung und wurden nach dieser benannt:

1. Avae parai (Moer. 36) avai parai oder avai tatau) "tätowiertes Bein" (vom Fuss bis zum Knie);
2. Otiore (Moer. Utiore), "tätowierte Arme" (beide Arme von den Fingern bis zu den Schultern;
3. Harotea (Moer. Marotea), beide Körperseiten von den Achselhöhlen abwärts tätowiert;
4. Hua (Moer. Nua), zwei oder drei Figuren auf der Schulter;
5. Atoro (Moer. Otoro), ein schmaler Streifen auf der linken Seite;
6. Ohemara (Moer. ebenso), ein kleiner Kreis an Fussknöchel;
7. Poo, gewöhnlich Poo faarearea genannt, ohne Tätowierung. Der Name bedeutet "Spassmacherklasse", weil sie es war, welche die schwierigsten Teile der Pantomimen und Tänze aufführte. Die höheren Arioi bemalten sich zwar auch mit Holzkohle und Scharlach, waren aber sehr besorgt, sich nicht durch körperliche Anstrengungen zum Vergnügen anderer zu erschöpfen.

Nach P. Lesson bedeuten die beiden untersten Grade "youth training up". Die höheren Grade allein waren im Besitz der innersten Geheimisse und der religiösen Verehrung, die damit zusammenhing. Lesson berichtet ja auch die sonst ganz einzig dastehende Variante, dass sowohl Eintritt wie Aufrücken in höhere Grade von Zahlungen abhängig waren, die immer bedeutender wurden, je höher der Grad (37). Vielleicht ist diese Auslegung dadurch zustandegekommen, dass es die Pflicht der höheren Arioi war, den Mitgliedern Geschenke zu machen und gastfrei gegen sie zu sein. Da die feierliche Graduation bei Festen vor sich ging, ist es auch tatsächlich denkbar, dass der Graduierte dabei Geschenke austeilen musste, aber

---

1) Der Widerspruch zwischen Ellis' und Moerenhouts Angaben sollte sich nach Waitz (VI, 864) beseitigen lassen, wenn man nicht die Namen sondern die Abteilungen als Einheiten zählte; dann erhalte man die von Ellis angegebene Zahl 8. Das stimmt aber nicht denn Moerenhout gibt zwölf Namen und sieben Abteilungen an (33).

wohl mehr im Sinne einer moralischen Verpflichtung als in dem eines "Einkaufs" in den höheren Grad. Im übrigen sind natürlich hier geschichtliche Wandlungen der vorherrschenden Auffassungen möglich.

Die Tätowierung war bei Polynesiern kein Klan-, sondern ein Rangabzeichen, wie gerade die Arioi nahelegt (38). Sie weist auf den Initiationscharakter der Arioi hin. Steinen, der in seiner hervorragenden Monographie über die Marquesaner (39) ausführlich über die Tätowierung spricht, hält die Blutentziehung für das vorwiegende kausale Moment der magischen Kraft, die dann den Körper gegen Krankheit und Wunden schützt, sowie die Kraft der Fortpflanzung gegen Fährlichkeiten wahrt und stärkt. Auf den Marquesas hatte die Kaioi vollständig den Charakter eines Opferjagden und Kriegszüge veranstaltenden Junggesellenbundes.

Es wurde schon erwähnt, dass sich die pantomimischen und tänzerischen Darbietungen der Arioi der Gesellschaft-Inseln auf die Angehörigen der niedersten Grade beschränkten. Die höheren Arioi hielten es für unter ihrer Würde, sich damit abzugeben (40), wohl aber waren sie öfter als Zuschauer zugegen (s. w. u.). Die verschiedenen Grade der Arioi unterschieden sich durch "stufenweise grössere Heiligkeit" (41). Sie stellten wieder Siebungsgruppen dar. Beileibe nicht alle Mitglieder erreichten gleichmässig schnell oder überhaupt die höheren Grade. Besonders das Noviziat dauerte ausserordentlich lang, und das Aufrücken in den nächsthöheren Grad hing lediglich von der Gnade ("discretion") der Führer oder Meister ab (40). Moerenhout berichtet, ausser den zwölf Abteilungen, von denen die Rede gewesen ist, habe es in den zwölf Hauptlogen noch mehrere andere gegeben, "auf welche jeder der Eingeweihten Anspruch erheben konnte, ohne Rücksicht auf die Volksklasse, der er angehörte, lediglich nach der Zeit, während der er einfaches Mitglied gewesen war". Dass aber die Kontrolle der sozialen Siebung durch diesen demokratischen Grundsatz nicht ausgeschaltet war, bestätigt er durch den Zusatz: "... und nach den persönlichen Eigenschaften, wie z. B. des Redners, des Sängers oder des Dichters" (42). Er findet es merkwürdig, dass eine aristokratische und gestaffelte Gesellschaft auf diese Weise "savait récompenser les talents" (43).

Immerhin wurde das demokratische Prinzip dadurch durchbrochen, dass die Arii, die in die Arioi einzutreten wünschten, gleich anfangs zu den obersten Graden zugelassen wurden, ohne den Prüfungen unterworfen zu werden, die den anderen auferlegt wurden (44). Damit wäre die Siebungskontrolle bis zu einem gewissen Grade ausgeschaltet gewesen; aber auch nur bis zu einem gewissen Grade, da die fehlende Siebung an dieser Stelle durch frühere Siebungsvorgänge etwas ersetzt erscheint: auch der Häuptling hatte keineswegs unumschränkte Gewalt, er hatte die Meinung der freien Männer zu respektieren und war an die Beschlüsse der Ratsversammlung gebunden (apoo). Auch konnten Häuptlinge abgesetzt werden. Wie oft indessen sich in der Häuptlingsstellung ungeeignete Persönlichkeiten befanden, und inwieweit man sie auszuschalten pflegte, wissen wir nicht. Im ganzen hat die Arioi ohnstreitig die Möglichkeit des sozialen Aufstiegs für niedrig Geborene erleichtert, aber nicht zu sehr: sie hat die Beeinflussung des Volksschicksals weder durch starre Klassentrennung (die ja für sie nicht unbedingt verbindlich war) noch durch "allgemeinen" sozialen Aufstieg dem Zufall überlassen, sie hat weder die Siebung ausgeschaltet, noch sie allzuscharf werden lassen, sondern auf einem mittleren Status erhalten. Sie umfasste dabei sehr verschiedenerlei Menschen, wie aus unserer Darstellung hervorgehen wird. Moerenhout bemerkt: "Wenn auch hier die Häuptlinge, wie anderwärts über den Regeln und Formeln standen (was natürlich auch nur bedingt richtig ist. D. Verf.), so konnten

die gewöhnlichen Leute doch mit der Zeit zu demselben Grade aufsteigen wie jene" (45).

Das Aufrücken in einen höheren Grad verband sich wieder mit feierlichen Zeremonien. Diese fanden bei einem öffentlichen Feste statt, wenn man die Anwesenheit aller Mitglieder der Insel erwarten konnte. Jeder Anwärter eines höheren Grades erschien in vollem Ordenskostüm, bemalt und geschmückt. Diesmal war die ausdrückliche Sanktion der Götter erforderlich; es bedurfte daher der Opfer und Gebete. Der Meister erhob sich und erliess eine Einladung an Te buaa ra (das heilige Schwein) und an die heilige Vereinigung Tabutabuatea (der Name aller Hauptmaraes), die dem Taramanini, dem Grossmeister von Raiatea gehörten (46). (Nach Moerenhout (47) begab man sich nach der Anrufung des Buaa ra in das Marae, um dort den Taramanini anzurufen. Diese Version scheint die richtige zu sein; Ellis hat wahrscheinlich seinen Gewährsmann hier nicht richtig verstanden.) Der Meister hielt dann inne, und jemand anders rief aus: "Gib uns den Soundso, oder die...", wenn es mehrere waren (46). Somit war die Zustimmung der Mitglieder zum Ausdruck gebracht.

Dann wurden die Kandidaten mit zum Distrikts-Marae genommen (nach Ellis also jetzt erst; nach Moerenhout zog man anscheinend von einem Marae in das andere, übergeordnete). Hier fand in Gegenwart der Götter die feierliche Salbung der Anwärter statt. Die Stirn eines jeden wurde mit wohlriechendem Öl genetzt. Man legte das in das haio oder Ordenskleid gewickelte heilige Schwein in die Hände eines jeden und bot es dann dem Gotte Oro. Es wurde entweder geopfert, d.h. getötet, verbrannt und so unter langen Gebeten dem Gotte dargebracht oder auch am Leben gelassen. (In diesem Falle verzierte man seine Ohren mit oroo ro, einer Troddel von Kokosnussfasern, befreite es und liess es dann als dem Gotte gehörig bis an sein Lebensende frei umherlaufen (48)). Nach beendigtem Opfer rief der Meister mit lauter Stimme: "Willigst du ein, Gott Oro, dass der Soundso zu dem und dem Grade erhoben werde?" Ein Priester antwortete darauf bejahend für den Gott. Dann empfing der Erhöhte die Tätowierungsmarken seines neuen Grades (47); da aber die Operation mit beträchtlichen Schmerzen verbunden war, wartete der Tätowierkünstler oder -priester gewöhnlich damit, bis das Fest, welches der Zeremonie folgte, zu Ende war. Bei diesem Fest ging es hoch und verschwenderisch her: alle möglichen Leckereien waren hergerichtet, grosse Ballen von Stoff als Geschenk für die Arioi aufgestapelt, die nachher verteilt wurden. Vor allem aber fiel das Tabu fort, das Frauen bei Todesstrafe verbot, Fleisch von Tieren zu essen, die den Göttern gehörten. Die Frauen taten sich also zusammen mit den Männern an Schweinefleisch und anderen guten Sachen gütlich. Musik, Tanz und pantomimische Schaustellungen schlossen sich an und währten manchmal mehrere Tage.

Besondere Zeremonien fanden auch beim Tode eines Arioi statt. Die Leiche wurde auf einen Altar (fata tupapu) gelegt. Die Freunde und Angehörigen des Toten veranstalteten einen Umzug (heiwa), bei dem mit einer Klapper Lärm gemacht wurde. (Dieses Instrument bestand aus zwei Perlmuschelschalen, die man in der rechten Hand hielt and durch Daumenbewegungen gegeneinander schlug). Die "Weiner" oder Eotahaaa führten mit den Hausgenossen des Toten ein Scheingefecht auf (49). Das Wehgeschrei (von Ellis Otohaa genannt) dauerte zwei oder drei Tage. Dann wurde der Leichnam von den Arioi in den grossen Tempel gebracht, wo die Gebeine der "Könige" ruhten. Von hier überführte man ihn in das (Familien-?) Marae, wo der Oropriester, über dem Leichnam stehend, dem Gotte ein langes Gebet widmete. Dieses und die damit verbundenen Begehungen sollten den Körper des Toten aller heiligenden und mysteriösen Einflüsse entkleiden, die er während seines Lebens von dem Gotte erfahren hatte, besonders während der Graduationszeremonie, als

er in Gegenwart des Idols mit Öl gesalbt wurde und dadurch in den Rang aufrückte, in dem er starb. Nunmehr kehrten alle diese heiligenden Einwirkungen zu Oro zurück, von dem sie ausgegangen waren. Der Leichnam wurde dann, genau wie der eines gewöhnlichen Menschen verbrannt und die Überreste innerhalb des Tempels, in dem auch die Häuptlinge bestattet waren, beigesetzt. Ellis vergleicht diese Zeremonien mit denen, die früher bei der Verbrennung von Ketzern geübt wurden (50).

Ständegliederung und Schichtung.

Der Beschreibung der Soziologie der Arioi werden wir zweckmässig eine kurze Schilderung der tahitischen Ständegliederung vorausschicken, damit wir ein Bild davon gewinnen, in welchen Rahmen sich die Arioi einordneten. Die *gesellschaftliche Staffelung* wurde schon von den ersten Besuchern der Insel erkannt. Kapitän Kings Tagebuch (51) zählt auf: 1. Erih-rahai = König. 2. Erihs oder Oberhäupter. 3. Manahaune, Vasallen. 4. Teau oder Tautau, Knechte oder Sklaven. An eben dieser Stelle wird auch schon erzählt, dass die Kinder, die von Ariis (Erihs), und zwar sowohl von Männern wie von Frauen mit Angehörigen der niedrigeren Klassen erzeugt wurden, getötet wurden. Verbindungen eines Manahaune-Mannes mit einem Tautau-Weibe waren dagegen legitim, die Kinder folgten der pars superior. Liess sich ein Tautau-Mann mit einem Arii-Weibe ein, so kostete es ihn das Leben. Die Arii galten als heilige Personen von wunderbarer Kraft und Stärke. Ihre Macht war aber durch eine Ratsversammlung der freien Männer eingeschränkt. Das höchste Ansehen und die höchste Macht genoss auf Tahiti von allen Sippen auf lange Zeit der Klanverband der Teva von Vaiari (Arii Taimai).

Es fällt auf, dass in Kapitän Kings Tagebuchbericht die Klasse der freien Grundbesitzer oder *Raatira* garnicht genannt wird. Cook, Forster, Bligh und später die Missionare kamen fast nur mit dem Adel in Berührung. Es ist denkbar, dass das einfach daran liegt, dass der Adel auf Tahiti alles bedeutete, aber es erscheint auch möglich und, wie wir später sehen werden, sogar wahrscheinlich, dass der Adel auch rein zahlenmässig viel stärker in der Bevölkerung vertreten war, als man es sich sonst von Aristokratien vorstellt. Bei der Betrachtung der tahitischen Verhältnisse fällt eine merkwürdige Diskrepanz auf zwischen den realen Machtverhältnissen und den (ebenso realen) Bewertungen. So galten ausser dem Adel alle Leute als "noa", gewöhnlich, und das Gleiche galt von den Frauen. Und doch übten viele Frauen eine grosse Praxis als Häuptlinge aus; und ohne die Zustimmung der Raatira war überhaupt keine kriegerische oder sonstige Unternehmung möglich. Das Missverhältnis zwischen den realen Machtverhältnissen und deren Einschätzung ist zwar wesentlich für die menschliche Geschichte überhaupt. Es liegt tief in den menschlichen Affekten und deren Intellektualisierung im Manadenken begründet. Aber auf Tahiti nahm dieses Missverhältnis Dimensionen an, die den Bau der Gesellschaft gefährdeten. Die sozialreligiöse Ideologie war an die tatsächlichen Verhältnisse nicht mehr angepasst. Je mehr (durch den Mädchenmord) die Seltenheit und damit die Bedeutung der Frauen, und (durch den Kindermord der Arioi) die Seltenheit des Adels zunahmen, um so mehr musste schliesslich die angemasste Göttlichkeit der Arii geradezu den Charakter der "Fehlleistung" tragen.

Die Raatira waren nicht Lehensträger, sondern besassen erbliches Eigentum an Grund und Boden. Wilson bezeichnet sie als "gentlemen". Diese Leute hatten die Macht, ein *Rahui*, d. h. eine Art von Tabu auf die Erträge ihrer Güter zu legen, wenn sie diese für Feste

oder bei Knappheit der Lebensmittel infolge von grossen Schmausereien aufsparen wollten. Als die "Duff" nach Eimeo kam, war dort ein solches Rahui auf Schweine gelegt (51a). Die Landgüter der Raatira waren etwa dreimal kleiner als die der Arii (52). Auf wichtige Einzelheiten kommen wir zurück. Von einem König kann auf Tahiti keine Rede sein. Diesen Titel hat man zu Unrecht, von europäischen Verhältnissen ausgehend, da angewandt, wo man korrekter von einem Oberhäuptling sprechen würde (52a).

Georg Forster fand, dass sich mit dem Unterschied der Gesellschaftsklasse kaum ein solcher der Lebensweise verbinde. "Das gemeine Volk in Tahiti liess bei allen Gelegenheiten gegen die Vornehmen der Nation so viel Liebe blicken, dass es schien, als sähen sie sich insgesamt nur für eine einzige Familie und die Befehlshaber gleichsam nur als ihre älteren Brüder an, denen nach dem Recht der Erstgeburt Vorzug gebühre". Man weiss nicht recht, was in diesen Worten mehr zum Durchbruch kommt, wirkliche Beobachtungen oder das Bestreben, europäischen Lesern einen kulturkritischen Spiegel vorzuhalten. Denn wenig später widerspricht Forster sich selbst hinsichtlich der angeblichen Gleichheit der Lebensweise. Die Vornehmen sind faul, berichtet er, die ganze Feldarbeit ruht auf den Tautaus. Er prophezeit sogar eine Revolution (53).

Forster ist natürlich geneigt, die physischen und psychischen Unterschiede zwischen den Klassen auf die Unterschiede der Lebensweise, vor allem der Ernährung zurückzuführen. Wir werden heute diese Unterschiede überwiegend als Rassenunterschiede deuten müssen. Bougainvilles Begleiter St. Germain wollte auf Tahiti rein eindrucksmässig zwei Typen unterscheiden:

1. heller; grösser als Durschnittsfranzosen, 1,74—1,80 m,

2. zahlenmässig überwiegend, "Quadronen oder Mischlinge", Hautfarbe die wenig heller Mulatten, 1,58—1,62 m gross.

Die Frauen der Vornehmen seien gross und von gutem Wuchs (54).

Forster verglich die tahitischen Befehlshaber nach Statur und Bildung mit den homerischen Helden (55). "Sie sind alle wohlgestaltet und von so schönem Wuchs, dass Phidias und Praxiteles manchen zum Modell männlicher Schönheit würden gewählt haben" (56). Ihr Wesen ist offen, ihre Denkart vornehm. Gegen Feinde sind sie grausam (57). Vom gemeinen Manne unterscheiden sie sich so sehr, dass Bougainville beide Volksschichten für verschiedene Völkerstämme hielt (58). Forster treibt den Vergleich mit den griechischen Helden noch weiter: grosse Vorliebe für Schweinefleisch, Gastfreiheit, Menschenfreundlichkeit, Gutherzigkeit. Auch die politische Verfassung findet er ähnlich. Von dem gemeinen Manne ist sehr wenig die Rede, wie in der Iliade. Und die tahitischen Distriktshäuptlinge sind gegen ihren "König" so wenig devot, wie die griechischen Helden gegen Agammemnon. Lutteroth schreibt, die Kriege der Tahitier unter sich erinnerten an die der homerischen Helden, dieselben Prahlereien und Zweikämpfe waren dabei zu beobachten. Auch die Gastfreiheit hebt er hervor (59). Forster nimmt seine Vergleiche mehr als Spielerei und warnt vor der "Torheit, Stammbäume der Nationen zu entwerfen" (60). Wir werden aber heute gut tun, solche Hinweise und Vergleiche beachtlich zu finden, und uns dabei daran erinnern, das genetische Zusammenhänge nicht genealogische Zusammenhänge zu sein brauchen.

Hawkesworths Bericht über die körperliche Erscheinung der Tahitier (nach Tagebüchern von Cook und Banks, 1. Reise) lautet folgendermassen: "Das Volk selbst ist von der grössten Statur der Europäer. Die Männer sind gross, stark, von schönen Gliedmassen, überhaupt ansehnliche Leute. Der grösste, den wir sahen, war ein Mann auf einer benachbarten Insel,

Huaheina genannt; er mass 6 Fuss, viertehalb Zoll. Die Frauenspersonen von einem gewissen Stande sind gemeiniglich ebenfalls von mehr als unserer mittleren Statur; unter dem gemeinen Volke hingegen sind sie eher kleiner, ja einige derselben sehr klein. Dieser Mangel an Leibesgrösse rühret vermutlich aus ihrem frühen Umgange mit Mannspersonen her, denn ausser dem Umstande, wüsste ich keinen anzugeben, in welchem sie von den Vornehmern unterschieden wären, und der zugleich dem Wachstume nachteilig sein könnte.

Ihre natürliche Farbe ist jene Art von heller Oliven- oder Brünettenfarbe, die viele Europäer der schönsten, weissen oder roten Farbe vorziehen. Bei denen Personen, welche dem Winde und der Sonnenhitze ausgesetzt sind, ist sie noch um ein gross Teil bräunlichter; an anderen hingegen, die vermöge ihrer Lebensart der Witterung weniger ausgesetzt sind, insbesondere bei vornehmern Frauenzimmern bleibt die Farbe, wie sie von Natur ist. Sie haben dabei auch eine ungemein glatte und sanfte Haut, aber nichts von der höheren Farbe des Angesichts, die wir rote Backen zu nennen pflegen. Ihre Gesichter sind wohlgebildet; die Kinnbacken sind nicht hoch, die Augen nicht hohl, noch die Stirne hervorragend; das einzige an ihrer Gesichtsbildung, das mit unseren Begriffen von der Schönheit nicht übereinstimmt, ist die Nase, welche gemeiniglich etwas flach ist. Hingegen sind ihre Augen, in Sonderheit bei dem Frauenzimmer, voller Ausdruck .... ihre Haare sind fast durchgehends schwarz und etwas grob .... In ihren Bewegungen bemerkt man zugleich Stärke und Leichtigkeit: ihr Gang ist angenehm, ihr Betragen edel" (61).

Uns interessieren in diesem Zusammenhang Merkmalsunterschiede mehr als Merkmalsausprägungen. Interessant ist die Wertung, welche die Eingeborenen selber für gewisse Rassenmerkmale hatten, z. B. für flache Nasen und für die Haut. Übereinstimmend wird uns berichtet, dass helle Hautfarbe als schön galt und bewundert wurde (62). King's Tagebuch (62) berichtet, dass man sie künstlich zu steigern suchte. Die Errioys oder unverheirateten Vornehmen, heisst es, gehen monatelang nicht aus dem Hause, tragen eine Menge Kleider und essen nur Brotfrucht. Es ist sehr gut möglich, dass hierin eine traditionelle Wertung heller Hautfarbe zum Ausdruck kommt, welche die Vorfahren besassen, welche aber durch Rassenvermischung und Umzüchtung (wahrscheinlich durch beides) gedunkelt ist. Von den Marquesas-Inseln berichten Vincendon-Dumoulin und Desgraz (63): Es gibt eine Gesellschaftsklasse, die *hoki* oder *kaioa* heisst. Sie besteht aus einer Art von wandernden Troubadouren, Sängern, die von Stamm zu Stamm zogen und ihr Glück suchten. Sie waren Dichter, Musiker, Komponisten und Rezitatoren und versorgten die grossen Feste mit Tänzern. Sie achteten sehr auf sich und weissten sich, wie die Frauen die Haut mit papa-Saft. Sie standen indessen nicht sehr in Achtung, man verachtete sie wegen ihrer Weichlichkeit. Auch Stewart erzählt von einer "Klasse" von dandies auf den Marquesas, welche die Frauen im Gebrauch von papa-Saft zum Weissen der Haut imitierten und es ängstlich vermieden, sich der Sonne auszusetzen. Sie sollen aber Männer von guter Herkunft gewesen sein (64). Wenn uns nun einfach berichtet würde, dass vornehme Leute sich vor der Sonne schützten, so würden wir darin nur ein Tabu sehen, das ihnen gebot, sich nicht der Sonne und der Arbeit auszusetzen. Aber ausserdem wird uns erzählt, dass man die Haut künstlich zu weissen bemüht war. Wenn man darin vor allem ein Bestreben sehen will, die Spuren von Sonne und Licht zu beseitigen, so bleibt doch bestehen: helle Haut galt als vornehm, als Zeichen vornehmer Abkunft. Und es ist wichtig, dass die Arioi (bezw. die marquesanischen Kaioi) als Bewahrer dieser Tradition auftreten. Aber wie verträgt sich King's Tagebuchnotiz über "die" verweichlichten Errioys mit Forsters Behauptung: alle Errioys sind Kriegsleute (65).?

King erzählt uns von "den" Errioys, die zu bange sind, aus dem Hause zu gehen, um ihre schöne Haut vor Pigmentierung zu schützen, und Forster sieht den Zweck der Arioi-Institution geradezu darin, "dass beständig eine gewisse Anzahl von Kriegsleuten zur Verteidigung des Landes da sei" (66). Hier haben beide Berichterstatter wahrscheinlich ihre Beobachtungen zu sehr verallgemeinert, und zwar King anscheinend mehr als Forster; beide Berichte beziehen sich vermutlich auf verschiedene Grade der Arioi-Gesellschaft. Bei den Arioi, die um ihre weisse Haut besorgt sind, handelt es sich wahrscheinlich um eine andere Gruppe von Adligen als bei den Kriegern. Und damit stimmt auch gut eine ganz andere Wertung zusammen, nach der dunkle Haut auf Tahiti als Zeichen von Männlichkeit, blasse Haut dagegen als Zeichen von Verweichlichung galt (67). Die Berichte von den verweichlichten Vornehmen führen uns die Auslese- und Siebungsbedingungen der Insel Tahiti treffend vor Augen: die Lebensbedingungen sind leicht, die Natur wirft dem Menschen ihren Unterhalt geradezu in den Schoss, und den Adligen insbesondere. Heiterkeit und Fröhlichkeit rühmen alle Berichterstatter den Tahitiern nach. "Überfluss und sorgenfreie Tage bringen überall Fröhlichkeit und munteres Wesen hervor" (68). Wohl erhält sich die Adelskaste rein durch Inzucht (wie besonders schön aus den Berichten und Genealogien bei Arii Taimai hervorgeht (69), sie vernichtet rigorös die Nachkommenschaft aus illegitimen Verbindungen, aber Siebung und Auslese können bei der Leichtigkeit der Lebensbedingungen nicht die notwendige Schärfe gewinnen in bezug auf Eigenschaften, die eine grössere seelische Härte und Männlichkeit bewirken. Im tahitischen Adel hatten offenbar auch degenerative Varianten Überlebens- und Aufstiegschance. Hambruch hat darauf hingewiesen, dass auf den Karolinen, den Fiji- und den Gesellschaftsinseln die führenden Naturen auf den kleinen Inseln, oft Koralleninseln heranwachsen, "auf denen härtere Lebensbedingungen auslesend und siebend wirken und den verweichlichten Bewohnern der grossen Inseln ein kräftigeres Geschlecht entgegenstellen" (70). Auf dem Gesellschaftsarchipel waren die kleinen Inseln Eimeo, Raiatea, Huahine, Tahaa und Borabora minder fruchtbar als Tahiti. Die Leute von Huahine werden als kleiner, robuster, kühner und weniger neugierig geschildert als die Tahitier. Die Bewohner von Borabora, das auf einer Seite sogar unfruchtbar war, waren kühner und wilder als alle anderen. (71) Freilich bot die grössere und fruchtbarere Insel, die mehr Menschen beherbergen konnte, auch die Möglichkeit höherer Kultur. Die siebende Bedeutung des geographischen Raumes steht ausser Frage. Auf Tahiti besassen Edelmut, Freigiebigkeit, ja Verschwendungssucht Siebungswert (72). Den Beobachtern von Cook's dritter Reise fiel auf, dass die Bewohner des fruchtbaren und über ein mildes Klima verfügenden Tahiti nicht den festen Körperbau und die dunkle Hautfarbe der Bewohner von Tongatabu hatten, sondern "sich durch eine gewisse Weichlichkeit und Weisse auszeichneten". Die Einwohner der Freundschaftsinseln, heisst es weiter, verrichten schwere Arbeit und sind daher muskulös. Die Tahitier haben das nicht nötig. „Daher ist der indolente Einwohner auch viel glatter und ausgestopfter". Sie sind schlaff in ihren Bewegungen, ihre Ringkämpfe ein Kinderspiel gegen die auf den Freundschaftsinseln. Vielleicht kommen wir der Wahrheit am nächsten, wenn wir die Mitte nehmen aus diesem Bericht und Forster's idealisierender Darstellung (73).

Wieviel von der alten tahitischen Rasse, die Cook und Forster vorfanden, heute noch übrig ist, ist schwer zu sagen. Cuzent fand 1860 die tahitische Rasse noch immer schön, trotz der Ausschweifungen, denen sie sich seit der unglückseligen Einfuhr von Schnaps, Wein und Bier hingab (73a).

Die Stellung der Arioi zum Häuptlings- und Priestertum.

Arii Taimai bringt in ihren Denkwürdigkeiten deutlich zum Ausdruck, dass die Verfassung Tahitis aristokratisch, nicht monarchisch war. "Unsere Fürsten waren Arii, nicht Könige" (75). Den grössten Einfluss hatte in alten Zeiten und bis in die Zeit Wallis' und Cooks hinauf ein bestimmter Stammesverband, der Klan der *Teva* in Papara, Atimaono, Mataiea und Vaiari. Einige der Arii rahi oder Oberhäuptlinge hatten das Recht, einen Federgürtel zu tragen; das waren in Tahiti die Häupter zweier Familien, der Vaiari und Punaauia. Sie trugen den roten Federgürtel, *Maroura*. Nur der Oberhäuptling von Papara durfte den gelben Federgürtel oder *Marotea* tragen. Die Oberhäuptlinge galten als heilig: Wo sie erschienen, mussten sich alle anderen Leute bis zum Gürtel entblössen. Der Boden, den sie betraten, gehörte ihnen, darum mussten sie sich auf fremdem Gebiet stets tragen lassen. Die Teva betrachteten sich auf allen Inseln als eine Art Stamm. Die acht Teva-Gaue erkannten zu Cooks Zeit als politisches Oberhaupt Teriirere oder Temarri von Papara an, den Sohn Amos und Pureas. Er rief die einzelnen Gaue regelmässig durch Boten oder Unter -oder Kriegshäuptlinge — Jatoai — zusammen. Die Jatoai hatten die den Oberhäuptling angetanenen Beleidigungen zu rächen, sie konnten ihn aber auch absetzen, verbannen und wieder zurückrufen. "Die Macht eines Oberhäuptlings bestand aus so vielen einzelnen Elementen und war an sich so unbeständig und veränderlich, dass eigentlich nur die Abzeichen der Würde einigen Bestand hatten" (76). Der Oberhäuptling trug den Federgürtel, hatte seinen Sitz im Marae und das Recht, ein *Rahui* oder Tabu zu verhängen. Der Einfluss beruhte im wesentlichen auf Familienbeziehungen, Heiratspolitik, wobei übrigens Frauen eine bewundernswerte Rolle spielten. Fehlten Söhne, so erbten Töchter die Häuptlingswürde.

Merkwürdigerweise wird die Arioi-Gesellschaft in dem als Quelle so wichtigen Werk von Arii Taimai garnicht erwähnt. Man kann das verschieden deuten. Einmal sind ihre Erinnerungen vor allem persönlicher und familiärer Art: sie selbst ist ein Abkömmling des mächtigen Teva-Geschlechtes gewesen. Dass aber die führenden Männer der Teva Arioi waren, geht aus der Verbindung mit dem roten und gelben Federgürtel hervor, die als Kraftträger des himmlischen (Oro) und des irdischen (Orotetefa) Stifters der Arioi galten (s. w. u.). Die Zugehörigkeit mächtiger Häuptlinge zur Arioi war wahrscheinlich eine Selbstverständlichkeit. Bei der Einsetzung eines neuen Oberhäuptlings waren die Arioi im Ordenskleid zugegen (77).

Wahrscheinlich war die *Verbindung der Arioi mit der Häuptlingskaste* sogar eine recht enge. Die Arioi hatten, wenn sie auf ihren Zügen in einem fremden Distrikt kamen, das Recht, von dem dortigen Häuptling Versorgung mit Lebensmitteln zu erwarten. Aber auch unter den Angehörigen der Adelskaste bestand eine ähnliche Gastfreundschaft, wenigstens in dem Gau, in dem ihre eigene Familie die politische Souveränität hatte. Häuptlingen oder Oberhäuptlingen Nahrung vorzuenthalten, wenn sie in einen anderen Distrikt kamen, galt als Verbrechen, als "Widersetzlichkeit gegen die königliche Autorität und als Kriegserklärung an den König", wie Williamson sagt (78). Derselbe Autor schreibt auch: "I must point out, as regards the reference to areoi, that the institutions of areoi, those highly privileged strolling players, who went about from place to place, giving performances, songs, recitations and other exhibitions, were in fact closely connected with the chiefs as a class" (78). Dafür

sprechen nicht nur die Einzelberichte von führenden Männern, die zugleich Arioi waren, sondern auch die Tatsache, dass grosse Häuptlinge (und vielleicht die meisten Angehörigen des Adels überhaupt) ohne weiteres gleich in die höheren Grade der Arioi aufgenommen wurden, ferner die Lockerung, die das Gesetz der Kinderlosigkeit zu ihren Gunsten erfuhr: Häuptlinge durften ihren ersten Sohn behalten, d. h. sie wurden erst dann initiiert, wenn sie bereits verheiratet und Väter waren. Man verlangte also nicht, dass ein Häuptling die Interessen seiner Sippe der Arioi zum Opfer brachte im Gegenteil: der Eintritt in die Arioi sollte ja gerade den Interessen der Häuptlinge, ihrer Familie und ihres adligen Anhangs dienen. Der Zusammenhang zwischen Arioi und Häuptlingstum bestand also nicht in einer "vereinbarten" Abgrenzung ihrer gegenseitigen Machtansprüche und Privilegien, sondern geradezu in einer *Personalunion: die Arioi war zu einem guten Teil die politische und militärische Exekutive der führenden adligen Politiker.*

Auch mit den Priestern stand die Arioi in Verbindung. Diese ergab sich z. T. daraus, dass manche Häuptlinge zugleich Priester waren, aber auch durch die Beziehungen der Häuptlinge und Priester zueinander. Der Priester hatte im Marae den neuen Oberhäuptling auszurufen. Die Familie des Oberhäuptlings hatte also ein Interesse daran, sich mit ihm gut zu stellen. Der Priesterstand war erblich. Der Oberpriester stand im gleichen Rang mit den Arii, die unteren Volksklassen hatten auch Priester von niederem Rang (79).

Die Interessen der Priester widerstritten denen des Oberhäuptlings wohl nur in Ausnahmefällen. Meist ergänzten sie sich wohl. Denn die feierliche Investitur des Oberhäuptlings durch den Priester hob ja das Ansehen *beider.*

Wenn Moerenhout (80) sagt, die Arioi hätten, obwohl sie weder Priester noch Laien waren, doch die Vorrechte und Vorzüge beider genossen, so ist das natürlich nicht so aufzufassen, als ob Arioi nicht hätten Priester sein können. Für den Priester des Oro verstand es sich wohl von selbst, dass er der Gesellschaft angehörte. Die Missionsgeschichte Tahitis kennt einen Mann namens Auna, der Häuptling, Taramanini von Raiatea und Priester des Hiro zugleich war (81). Nach Turnbull wären die Oberhäupter sogar grösstenteils selber Priester gewesen (82). Die Trennung der geistlichen Gewalt von der weltlichen scheint in Tahiti oft aufgehoben gewesen zu sein, und die Arioi scheint die Personalunion beider Aemter begünstigt zu haben. Auf den Mangareva-Inseln, wo die Arioi ebenfalls bestand, sind angeblich sogar nur Häuptlinge Priester gewesen (83). Jedenfalls gehörten sie in ganz Polynesien als Priester der Adelskaste eben dieser Kaste an. Die häufige Vereinigung von administrativer und priesterlicher Funktion gab der Verfassung geradezu den Anstrich einer Theokratie (84). Auf Hawaii scheint die Arioi oder ihr dortiges Analogon eine Priestergesellschaft gewesen zu sein.

"The resources of the Areoi were ample". Sie waren daher dauernd in der Lage, den Priester von Romatane zu stellen, der die Schlüssel zum Rohutu noa noa, dem tahitischen Paradies haben sollte. Dieser Priester nahm daher ebenso wie der Priester des Oro an den Leichenfeierlichkeiten teil (85).

Das Mysterienelement in der Arioi.

Es fällt auf, wie wenig auf Tahiti im ganzen bei der Arioi der Charakter der Geheim-Organisation hervortritt. Ihre öffentliche Funktion war zur Entdeckungszeit viel wichtiger, sie fiel mindestens mehr in die Augen. Die Arreoys, berichtet Hawkesworth (86), haben

Zusammenkünfte, denen sonst niemand beiwohnen darf. Die Männer belustigen sich dabei mit Wettringen, und die Weiber tanzen dabei den Timorodi-Tanz, "und dieses mit den mutwilligsten Gebärden, um bei jenen Lüste zu erregen, die alsdann, wie man uns versichert, auf der Stelle befriedigt werden". Cook selber sah solche Zusammenkünfte nicht, sondern liess sich von seinem Schiffsarzt Dr. Monkhouse darüber berichten (87). Ein späterer Bericht behauptet sogar, die Nachahmung gewisser Handlungen der Arioi habe für die Frevler den Tod zur Folge gehabt. Besonders gefährlich war die Nachahmung folgenden Konzertes: Die Arioi sassen (im Marae?) auf dem Boden oder auf einem niedrigen Schemel, legten einem Fuss auf den anderen Schenkel und bewegten die Zehen. In der einen Hand hielten sie eine Schwinge von Armeslänge, die aus weissen Hundeschwanzhaaren angefertigt war und zur Vertreibung der Moskitos diente, in der anderen Hand eine Nasenflöte, die von Zeit zu Zeit einen musikalischen Schnörkel von sich gab (88).

Auf den Mysteriencharakter der Ariori hat zuerst Moerenhout hingewiesen, und seine Deutung ist von Quatrefages, Rivers, v. d. Steinen und bis zu einem gewissen Grade auch von Webster aufgegriffen worden. Moerenhout hält den Ursprung der Arioi für religiös, aber er ist nicht blind für die geschichtlichen Wandlungen der Auffassungen. Die Arioi feierten in hymnischen Inspirationen die Wunder der Schöpfung, Leben und Taten der Götter, wie die Barden und Skalden des alten Gallien und Skandinavien (89). Der Brauch, die Kinder zu töten, beschränkte sich auf die Gesellschafts-Inseln und ist jüngeren Datums.

Eine grosse Genauigkeit forderten die Arioi bei der Ausführung ihrer Rezitationen und Gesänge. Ein kleiner Irrtum in einem Wort oder Vers genügte, um das Fest abbrechen zu lassen. Von den Mitgliedern wurde vollkommene Kenntnis der Gesänge und Ueberlieferungen gefordert, und dazu war vertieftes Exerzitium notwendig. Jeder Kandidat wurde daher, ehe ihm die Ehren der Gesellschaft zuteil wurden, öffentlich von den Meistern der Kunst geprüft. Verzählte er sich auch nur im mindesten, oder stockte er einmal, so wurde er zurückgewiesen und ausserdem vom Volk und von den Examinatoren verhöhnt. Vollkommene Kenntnis der Dichtungen und heiligen Gesänge dagegen erhob zu hohen Ehren, heiligte den Wissenden und machte ihn zum Günstling der Götter.

Die hohe Einschätzung der wörtlichen Kenntnis der Gesänge und Traditionen und die Empfindlichkeit gegen den geringsten Verstoss rührten daher, dass jeder Irrtum, jede kleine Ungeschicklichkeit ("maladresse") von übler Vorbedeutung war. Wenn ein Priester sich in der Gebetsordnung irrte, wurde der Gottesdienst sofort abgebrochen. Ein Arbeiter, der einen ungeschickten Handgriff machte, ein Loch verkehrt herum bohrte, hörte momentan mit seiner Tätigkeit auf. So liess man u. U. Boote und Häuser noch kurz vor ihrer Vollendung im Stich (90). Bei ihren Gebeten (tarotoro und hamori), die in ungewöhnlicher Sprache gesprochen wurden, lösten sich die Teilnehmer ab. Bündel kleiner Stöcke, von denen sie einen nach dem anderen bei Seite legten (Moerenhout vergleicht sie mit unseren Rosenkränzen) dienten als Hilfsmittel zur Einhaltung der Gebetsordnung. Wenn trotzdem ein Irrtum vorkam, brach man den Gottesdienst ab. Wiederholte Irrtümer bedeuteten den Verlust jedes Kredits. Auf diese Weise wurde die Einförmigkeit der Tradition in hohem Masse gefördert [1]), und ihr ist vor allem die grosse Gleichheit der polynesischen Traditionen zu

1) Man vergisst oft, dass gleichsinnige Ueberlieferung keine Selbstverständlichkeit ist. Wie sehr sich ganz einfache Geschichten beim Weitererzählen verändern können, hat Thurnwald (91) experimentell dargetan. Je gleichförmiger die Ueberlieferungen sind umsomehr tragen sie den Charakter von Volksgut.

verdanken. Wenn aber etwas geeignet war diese Traditionen festzuhalten, so waren es die Exerzitien der Arioi, in deren Munde sich die alten Ueberlieferungen stets wiederfanden, mit denen sie die öffentlichen Feste beseelten (92).

Charakteristisch für den Mysteriengehalt der Arioi ist auch die ungewöhnliche Sprache, „le langage métaphorique et obscur" (93). Sie ist bezeichnend für die primitive Poesie überhaupt (94). Kapitän Wilson erzählt von Temarri, dem Sohne Amos und Pureas: Die Eingeborenen glauben, dass der „Eatua" (Gott) in ihm wohne. Er unterstütze diesen Glauben dadurch, dass er so sprach, dass ihn niemand verstehen konnte. Wilson dachte zuerst es handelte sich um eine Art Berufssprache der Priester. Zwei schwedische Matrosen aber, die schon länger auf Tahiti wohnten, bestanden darauf, die Priester hätten eine ganz gewöhnliche Sprache und seien immer verständlich, „ausser wenn sie des Mysteriösen wegen ihre Reden im singenden Tone halten" (95).

Die Exerzitien und genaue Kenntnis der überlieferten Mythen und Legenden hatten die Arioi gemein mit den Harepo, den „nächtlichen Wandlern" (96). Der Oberpriester hatte zu Gehilfen geringere Priester, die Bilderbewahrer oder Amoi too, die Unterpriester oder Opui anui und endlich die Hymnensänger und Rezitatoren, die *Harepo* (97). Die Harepo mussten die alten Ueberlieferungen besser studiert haben und besser wissen als alle anderen. Bei feierlichen Gelegenheiten schritten sie nächtlicherweile langsamen Schrittes um das Marae und rezitierten ihre Legenden mit der grössten Exaktheit und Präzision. Das kleinste Versehen genügte, um der feierlichen Handlung ein Ende zu bereiten. Man brach in solchen Fällen ab und ging nach Hause. Wenn der Gottesdienst den Zweck gehabt hatte, die Götter für irgend ein Unternehmen um Hilfe zu bitten, so nahm man unter allen Umständen davon Abstand, denn man glaubte jetzt an kein Gelingen mehr. Das Amt der Harepo war erblich, die Söhne wurden schon im zarten Alter darin geübt (98) [1]).

Moerenhout glaubt in dem Kult der Arioi einen Sonnenkult zu erkennen. In Tahiti, wo die jährlichen Temperaturschwankungen sehr mässig sind (zwischen 26 und 35 Grad) und ewiger Ueberfluss herrschte, tritt das nicht deutlich hervor, darum reihten sich hier die Feste eines an das andere (102). Aber auf anderen Inseln, vor allem den Marquesas, die weniger günstige Bedingungen boten, hatten die Kaioi Zeiten der Trauer und der Freude, und hierin scheint der ursprüngliche Sinn der Institution besser zum Ausdruck zu kommen. Auf den Marquesas trug die Kaioi auch nicht den exklusiven Charakter wie die

---

1) Moerenhout findet das Gedächtnis dieser Menschen erstaunlich. Eine Uebersetzung dieser alten Legenden oder vielmehr ihrer Fragmente (1837!), welche die Harepo und die Rezitatoren der Arioi auswendig wussten, würde nach seiner Meinung Jahre erfordert haben. Uebrigens hielten diese Leute die Gedächtnisgabe für ein Geschenk der Götter. Nach ihrer Ansicht gab die Wissenschaft sich ohne Arbeit durch Eingebung („infusion"). Sie behaupteten, ohne diese könne ein Kind niemals das Talent seines Vaters erben und waren daher sehr darauf bedacht, den letzten Atemhauch des sterbenden Vaters aufzufangen. Alle Kenntnis in der „archéologie des traditions" sollte darauf zurückgehen, sie versicherten, nicht im mindesten Tag und Nacht dafür zu üben(!) (99).

Die Sitte, eine Vorführung zu Ehren der Götter abzubrechen, wenn ein kleiner Irrtum passierte, wird uns auch von der Quat-Tanzgesellschaft der Banks-Inseln berichtet. Die Neophyten lernen hier einen schwierigen Tanz. Bei der erstmaligen Vorführung überwachten früher die alten Männer sorgfältig jeden Schritt. Kam ein Fehltritt vor, so wurde der unglückliche Knabe oft von den Alten getötet (Codrington) (100). Bei den Kwakiutl-Gesellschaften war das grösste Unglück ein Irrtum im Vortrag oder im Tanzpas; so etwas war ein böses Omen (Webster) (101).

tahitische Arioi, sondern viel mehr den eines auf die Jünglinge der „besseren Familien" beschränkten Alters-(Krieger-)Bundes: Verheiratete und Alte gehörten nicht dazu (103).

Auf den Marquesas-Inseln traten die Kaioi gegen Oktober aus ihrer Zurückgezogenheit hervor, um die Rückkehr *Mauis*, des Sonnenhelden zu feiern (104), wobei sie den Mara-uru oder roten Federgürtel trugen (105). Gegen Dezember boten sie Maui die Erstlinge der Früchte. Auch auf Tahiti wurden die Erstlinge geopfert, aber nicht dem Maui, sondern dem Oro. So dankten die Menschen dem Gotte (oder Halbgotte) für seine Wohltaten. Diese Feste dauerten bis April oder Mai, je nach Lage und Klima. Am Ende der schönen Jahreszeit feierte man die Abreise des Gottes ins Totenreich (Po), ging dann zu den Maraes und bat die Götter, zeitig aus dem Totenreich zurückzukehren in das Reich des Lichtes, das Rohutu noa noa. Wenn man aus den öffentlichen Maraes kam, ging man noch zu seinem Familien-Marae und bat die Seelen der Abgeschiedenen ebenfalls, bald von Po nach Rohutu noa noa zurückzukehren. Während der Festzeit wurden selbst die grimmigsten Fehden eingestellt, vor allem am Anfang, zur Zeit der Erstlinge und am Schluss der schönen Jahreszeit, dem mava raa matahiti (Fest des Fischüberflusses). Im Südherbst begaben sich häufig alle Insulaner zum gleichen Ort, um durch Feste, mit denen sich Tänze, Gesänge und Scheinkämpfe verbanden, die Abfahrt der Götter zu feiern. Hernach trauerten die Kaioi, stellten Vergnügungen ein und gingen nach Hause, um die Abwesenheit und den Tod ihres Gottes zu beweinen — um zur Zeit Frühlings-Äquinoktiums wieder hervorzutreten und die Rückkehr Mauis und der Sonne zu feiern. Obwohl die Sonne und andere Gestirne keine eigentliche kultische Verehrung genossen, ist es für Moerenhout klar, dass der Kult der Arioi nichts anderes war als „le sabéisme ou l'adoration de l'univers visible et animé" (106, 107).

Die geschilderte Form ist vielleicht die gemeinsame Grundform der Arioi- oder Kaioi-Geheimkulte. Sie ist auf Tahiti aus den uns bekannten Quellen, die ja nur einen Zeitraum von einem halben Jahrhundert umfassen, nicht nachzuweisen. Handy hält allerdings an dem Mysteriencharakter auch der tahitischen Arioi fest. Moerenhout drückt sich sehr unbestimmt aus, wenn er sagt, dass die Saisonfeste "auf einigen der Gesellschafts-Inseln und auf fast den meisten anderen stattfanden" (108). Man weiss nicht, ob Tahiti damit ausgeschlossen sein soll.

v. d. Steinen berichtet über die marquesanischen Kaioi z. T. nach anderen Quellen und meint, Moerenhout habe im wesentlichen erkannt, dass die Hauptfeste der Gesellschaft von Kulthandlungen begleitete Fruchtbarkeitsfeste gewesen seien. Entsprechend deutet er die sexuellen Exzesse, die damit verbunden waren, als "eine Art von sakraler Prostitution" (109). Dass noch andere Varianten auftraten, sehen wir auf Hawaii, wo Cook eine geheime Gesellschaft von Priestern antraf (110). Auf diese Variante würde am besten Heckethorns Vergleich der "Areoiten" mit der altägyptischen Priesterschaft passen (111).

Die geheimen Zusammenkünfte der Arioi fanden wahrscheinlich in den Maraes statt. Die Maraes sind die von den alten Reisenden vielbewunderten grossen Plätze, Einfriedigungen, in deren Mitte sich ein pyramidischer Bau erhob. Es gab öffentliche wie private Maraes; in diesen bestatteten die einzelnen Familien ihre Toten. Rang und Würde eines Häuptlings hing davon ab, dass er einen Sitz im Marae hatte.

Wenn die Arioi bei ihren Reisen an einer neuen Küste landeten, so pflegten sie zuerst im Marae ein Ferkel zu opfern (s. w. u.).

Die Missionare Tyermann und Bennet besuchten am 18. Oktober 1821 (also zu einer

Zeit, wo die Arioi schon aufgelöst war) Eimeo und berichten darüber: "Da wir Gegenwind hatten, landeten wir, bevor wir das Marae erreicht hatten und gingen zu Fuss die Küste entlang. Dabei stiessen wir auf eine geräumige Kapelle, die früher selbst ein Marae gewesen war. Hier hatte im letzten Mai das Treffen der Missionare der umliegenden Inseln stattgefunden, wobei sich 1000 Menschen versammelten. Dieses Bauwerk ist berühmt, weil hier früher die Arioi zusammentrafen. Hier feierten sie ihre grässlichen Exzesse. Und hier wurde oftmals, wenn Feindseligkeiten geplant waren, der Spruch von Tausenden durch die Wahrsagungen der Priester entschieden" (112). Die Marae befanden sich im Innern düsterer Wälder. Die Zeremonien fanden beim Herannahen des Zwielichtes statt. Nur die Initiierten durften sie ausführen. Bei Todesstrafe durfte kein Eindringling die Weihe des Ortes stören [1]). Während der Begräbniszeremonien mussten alle nicht Eingeweihten in ihren Häusern bleiben oder sich doch so ferne wie möglich von den betenden Priestern halten. Einer der Hauptakteure bei der Feier trug das parai ("vêtement mortuaire"), eine grosse Maske (!). Die Erscheinung dieses maskierten Priesters war ein Zeichen für alle Uneingeweihten, die Flucht zu ergreifen. Die Scheu vor den Maraes war beim Volke so gross, dass sie sie noch lange Zeit nach Einführung des Christentums gern mieden. Lesson vermochte seinen Führer nur mit grössten Schwierigkeiten dazu zu bewegen, ihm eines zu zeigen (113).

Diejenigen Autoren, die wie Webster und Rivers den Mysteriencharakter der Arioi in den Vordergrund rücken, legen natürlich besonderen Wert auf ihre Verbindung mit den Maraes. Zu Tahiti aber waren wohl schon zu Forsters und Cooks Zeit die religiösen Motive zugunsten anderer, vor allem politischer zurückgetreten, und als militärische Exekutive einer Dynastie von Usurpatoren sollte sie hier ihren Ausklang finden.

Die Rundreisen der Arioi.

Nächst dem Kindermord gehören die Rundreisen und Schaustellungen der Arioi zu den Dingen, die den alten Schriftstellern am meisten auffielen. Sie sahen in den Mitgliedern „strolling players and privileged libertines", die prassten und Theater spielten, „spreading a moral contagion throughout society" (114).

Der Ausfahrt der mareva oder Mannschaft gingen grosse Vorbereitungen voraus, sowohl auf Seiten der Arioi wie auch derer, die sie erwarteten. Zahlreiche Schweine, Bananen und andere Früchte wurden dem Oro geweiht. Die Einleitungszeremonien dauerten mehrere Wochen. Die Schlusszeremonie bestand darin, dass man auf den Booten zwei zeitweilige Maraes zur Verehrung der Schutzgottheiten Orotetefa und Urutetefa errichtete. Diese bezeichneten die Gegenwart der Götter und bestanden aus einem Stein für jeden, der Oros Marae entnommen war, sowie ein paar rote Federn von seinem heiligen Bilde. Man nahm an, dass die Götter in diese Symbole eingehen würden, wenn der Priester kurz vor dem Absegeln der Flotte ein kurzes ubu oder Gebet sprach (115).

Solche Expeditionen hatten oft einen beträchtlichen Umfang. Cook sah seinerzeit in Huahine die Abfahrt von 70 Booten, die voll besetzt mit Arioi waren. Wenn man bedenkt, dass ein Boot mindestens 50 Menschen fasste, grössere noch mehr, so kann man sich einen Begriff von den Menschenmengen machen, die bei solchen Ausfahren zugegen waren. Andere Ueberlieferungen sprechen von 150 Booten, die auf einmal ausfuhren, jedes mit mindestens

---

1) Man denkt an den Freistuhl in Immermans „Oberhof".

30—40, oft mit 100 Leuten besetzt. Die Eingeborenen entsannen sich zu Moerenhouts Zeit noch an Feste, bei denen man 1000 bis 1200 Schweine schlachtete (116) [1]). Die Arioi pflegten sich bei festlichen Gelegenheiten besonders herauszuputzen. Sie bemalten sich den Leib mit Holzkohle und das Gesicht scharlachrot mit mati (Blätter von ficus tinctoriae). Dazu trugen sie manchmal einen Gürtel von gelben ti-Blättern (cordia sebestena?). Zu anderen Zeiten trugen sie Kleider aus reifen gelben Blättern und auf dem Kopf einen Kranz aus den leuchtend gelben und roten Blättern der hutu oder Barringtonia (117).

Die alten Tahitier waren sehr festfreudig. Alle Vierteljahre fand das Fest der Göttereinigung statt; man salbte die Idole und bekleidete sie mit neuer Tapa. Dabei durften bloss Männer mitmachen. Beim Jahres- oder Erntefest, wo man die ersten Früchte der neuen Ernte den Göttern bot, waren auch Frauen und Kinder zugelassen. Daneben gab es aussergewöhnliche Feste, so bei der Investitur eines Häuptlings, bei Kriegsvorbereitungen und bei Friedensschluss. Bei diesen Festen wurden Menschenopfer dargebracht, während man sonst Früchte, Schweine und Gebrauchsgegenstände opferte (118). Moerenhout unterscheidet die Familienfeste; die Zusammenkünfte einzelner Distrikte, die Feste der Arioi, die Feste, die man durchreisenden Häuptlingen gab, die Feste der Erstlinge und andere religiöse Feste von den allgemeinen Festen (taupiti oder Oroa), bei denen die Bevölkerung der ganzen Insel oder mehrerer Inseln sich am gleichen Ort ein Stelldichein gab, und die er, was Glanz und Pomp anbetrifft, mit den Festen der alten Griechen vergleicht. Bei manchen dieser Feste werden wohl nur die ortsansässigen Arioi anwesend gewesen sein. Ihr grösstes Treffen fiel mit dem Jahresfest zusammen. Dies erforderte also grosse Vorbereitungen auch von seiten der Gastgeber. Bei den Festen pflegten sich die obersten Arioi und die Oberhäuptlinge gegenseitig Geschenke zu machen. Bligh wurde bei seinem Aufenthalt in Tahiti 1788 von Pomare eingeladen, ihn mit einem Geschenk von Lebensmitteln zu einigen Arioi zu begleiten und musste bei dieser Gelegenheit den Zeremonienmeister spielen (119); Kapitän Wilson traf im August 1797 Pomare sehr beschäftigt mit Vorbereitungen für ein grosses Fest: er sammelte Boote, Stoffe, Schweine und andere Dinge, die er unter die Häuptlinge und Arioi zu verteilen hatte, die ihn zu dem unmittelbar bevorstehenden Feste nach Papara begleiten sollten (120). Bei wahrscheinlich derselben Gelegenheit (15. August 1797) fanden die Missionare Pomare damit beschäftigt, das Färben von Kleidern zu überwachen, die zu Geschenken für die Häuptlinge und Arioi zum bevorstehenden Jahresfest bestimmt waren, "it being customary for him to make large presents to the chiefs and Arreeoies at the annual feast, which is near at hand, for which he has been making provision some time past" (121). Dass das Anrecht der Arioi auf Geschenke bis zu dreister Bettelei gehen konnte, erhellt daraus, dass sie sich manchmal auch vor der Tür des Häuptlings versammelten, um Stoffe zu bekommen — denn sie selber verfertigten keine! (122).

Da alle Mitglieder der Arioi durch engste Freundschaft verbunden waren, übten sie die Gesetze der Gastfreundschaft "im weitläufigsten Verstande", und das offenbar nicht bloss bei diesem festlichen Gelegenheiten, sondern auch auf privaten Reisen, die sich allerdings häufig an den Raststätten zu Festen auswuchsen. Ein Arioi, der einen anderen besuchte, konnte damit rechnen, mit allem Notwendigen und mit allen Bequemlichkeiten reichlich versehen zu werden, wobei persönliche Bekanntschaft oder Unbekanntschaft keinen

1) Die Grösse der Boote scheint in ähnlichem Grade abgenommen zu haben, wie die Bevölkerungszahl.

Unterschied ausmachten. Sein Wirt stellte ihn den ortsansässigen Ordensmitgliedern vor, und alle überboten sich in Gefälligkeiten und Freundschaftsbezeugungen. Forsters raiateanischer Gewährsmann Maheine hatte alle Vorteile, welche er zu Tahiti genoss, nur seiner Mitgliedschaft in der Arioi zu verdanken; gleich bei der Ankunft des Schiffes in Tahiti wurde er von zwei jungen Männern mit Kleidung beschenkt, da er gerade nur europäische bei sich hatte (123). Auch die Häuptlinge, die grosse Scharen von Arioi bei sich versammelten, sparten kein Eigentum, um sie zurückzuhalten (124). Gastfrei waren die Arioi aber auch selbst gegen Fremde, wie Forster lobend bemerkt, dass sie "bei all ihrer Schwelgerei doch der Gastfreiheit nicht vergassen" (125).

Die Ankunft der Arioi warf seit Wochen ihre Schatten voraus. Wahrscheinlich setzten die Häuptlinge längere Zeit vorher ein Rahui an, d.h. ein Tabu auf Schweine und Früchte, damit beim Feste auch genug zu schmausen da war. War das Rahui aufgehoben, so konnten die eigentlichen Festvorbereitungen beginnen. Die Häuptlinge liessen für die oroa (Wilson nennt sie tohroa) grosse Mengen von Stoffen, Schweinen, Bambus und Kanus durch ihre Leute zusammentragen, "destinés à être offertes comme présens aux dieus et aux chefs de la localité où la fête devait se célébrer" (126). Für die Arioi wie für andere Gäste standen geräumige Häuser zur Unterkunft bereit (127). Die meisten Oberhäupter der Insel waren zugegen, desgleichen die Arioi in grossen Scharen und Menschenschwärme aus allen Volksklassen (128). Als Cook und seine Begleiter im Mai 1774 auf Raiatea weilten, "lagen überall grosse Vorräte der ausgesuchten Lebensmittel bereit", denn ein grosses Fest mit den Arioi stand bevor. Als Cooks Schiff in Huahine vor Anker lag, hielt sich dort eine Mannschaft von 700 Arioi auf, die dann auf etwa 70 Booten nach Raiatea hinüberfuhr (129).

Ellis' und Moerenhouts Gewährsleute müssen ihnen packende Schilderungen von der Ankunft einer Arioi-Flotte gegeben haben, denn sie selbst hatten ja keine Gelegenheit mehr, dieses Schauspiel zu sehen. Aus ihrer Beschreibung können wir aber schliessen, wie eindrucksvoll und lebhaft das Bild in der Erinnerung der Menschen haftete. Es waren zahllose grosse und schöne Schiffe, alle beflaggt, vollbesetzt mit Menschen, die sich in mehreren Abteilungen, alle in schönster Ordnung, mit schwellenden Segeln und Wimpeln, Girlanden und Blumen bedeckt, der Küste näherten. Wenn Windstille herrschte, wurden die Schiffe von nackten Ruderern reissend schnell fortbewegt, die Blumen in den Haaren trugen und im Rudertakte sangen. In vorderster Linie nahten Arioi, dann die Häuptlinge, Priester und berühmten Krieger, in vollem Schmuck auf den Plattformen stehend. Zuletzt folgten das Volk und die Frauen, die sich ebenfalls auf das schönste herausgeputzt hatten, in kleineren und minder schön geschmückten Booten (130). Manchmal veranstalteten die Arioi schon in ihren Booten eine kleine Vorführung, wenn sie sich der Küste näherten, besonders wenn sie einen Oberhäuptling (Ellis sagt: den König der Insel) oder sonst einen wichtigen Häuptling an Bord hatten (Ellis I, 318; Transact. I, 16). Ellis schildert das Herannahen einer solchen Flotte sehr anschaulich: "Wenn sie sich dem Lande näherten, mit ihren im Winde flatternden Wimpeln, ihren Trommeln und Flöten, und die Arioi, begleitet von ihrem Häuptling, der als ihr Anreger agierte, auf einer zu diesem Zweck errichteten Stiege sichtbar wurden, verzerrt, mit antiken Gesten, bemalten Leibern und schreienden Stimmen, in die sich der Klang von Flöte und Trommel, das Rauschen der See und das Rollen und Brechen der Brandung am anstossenden Riff mischten, so muss das Ganze ein possierlich-imponierendes Schauspiel gewesen sein, eine Konfusion von opti-

schen und akustischen Eindrücken, von der man sicht nicht leicht eine adäquate Vorstellung machen kann" (131).

Der Arioi-Flottille voraus lief das heilige Boot, beladen mit Geschenken für die Götter und den Distriktshäuptling, bei dem das Fest stattfinden sollte. Bei der Ankunft am Strande wurde die Flottille von dem einheimischen Häuptling, den vornehmen Arioi und den Priestern erwartet und begrüsst. Diese boten ihnen ein Schwein und Federn, die dem Bilde Oros im Marae entnommen waren, zum Grusse und legten diese Gaben auf dem heiligen Boote nieder (Diese Zeremonie hiess sutu und wurde nur für die Arioi veranstaltet). Einer der Arioi erwiderte die Grüsse der Gastgeber, stieg aus dem Boot, nahm das marotai (Geschenk für die Götter), bestehend aus einem Ferkel, roten Federn und einem grünen Zweig, mit sich und trug es zum Marae (132). Mit diesem Opfer verband sich wohl die Bitte um Erlaubnis zur Landung. Erst nach der Rückkehr des Opferpriesters zum Strande konnte die Ausschiffung stattfinden. Als Erster stieg der Grossmeister in vollem Ordenskostüm majestätisch an Land, besprengte den Distriktsführer der Arioi mit muoi (wohlriechendem Oel), überreichte ihm den roten Federgürtel (in dem Federn von drei Farben, Gelb, Rot und Schwarz verarbeitet waren) und machte ihm sodann das heilige Boot mit allem, was darin war, Matten, Stoffen und sonstigen Dingen zum Geschenk. Der Führer der Arioi seinerseits übergab alles dem Arii rahi oder politischen Häuptling, der den ganzen Inhalt des Bootes an die kleineren Autoritäten verteilte und nur das Boot selbst für sich behielt (133).

Danach stiegen auch die anderen Arioi, blumen- und federngeschmückt an Land, laut willkommen geheissen von ihren Freunden. Allerdings zog sich die Landungszeremonie etwas in die Länge (134). Auch die Häuptlinge beschenkten sich untereinander mit Booten, Matten, Stoffen etc., oder auch mit einem heiligen Boot oder einem Menschenopfer. Vorher aber pflegten sie Schweine, rote Federn und grüne Blätter im Marae niederzulegen, um die Götter um Billigung ihrer Landung zu bitten (135) oder um für den auf See genossenen Schutz zu danken (136).

Tausende von Schweinen wurden unter die Ankömmlinge verteilt; zuerst erhielten die Götter und die Priester ihren Anteil, dann die Arioi, hernach die Häuptlinge. Dass für die Aufnahme der Gäste besondere Häuser bereitstanden, wurde schon erwähnt (137).

Die Oroa glichen "einem Jahrmarkt auf dem Lande, von welchem jeder etwas nach Hause bringt, um zu zeigen, wo er gewesen ist, nur mit dem Unterschied, dass es hier nichts kostet und jeder noch die ganze Zeit über gespeist wird". Bei einer solchen Gelegenheit wurden so viele Schweine vertilgt, dass ein Fremder gedacht haben müsste, es blieben keine mehr übrig auf der Insel. Die Stoffe und Kanus bekamen selten einen einzigen Besitzer, sondern wurden in Stücke zerrissen. Wer das grösste Stück erwischte, war der Beste. Wenn mehrere Mitglieder einer Familie sich eines Kanus bemächtigten und es davontrugen, so gehörte es ihnen, und wenn einer zuerst ein Schwein ergiff, durfte er es mit nach Hause nehmen. Arrangiert wurde das so, dass man alle Schweine anf einem Platze zusammentrieb. Die Arii hielten das Viehzeug fest, die Kanus standen in einer Reihe, auf ihren Masten hingen die Stoffe. Ein Priester sagte ein langes Gebet und warf dann eine junge Platane in eines der Kanus. Das war das Signal: die Arioi liessen die Schweine, Ziegen und Hühner los, und das Volk begann eine wilde Jagd danach. Dann erst — am dritten Tag nach der Landung (138) — begann das eigentliche Fest (upa upa) und mit ihm die Schmausereien und die Vorführungen der Arioi (139).

Die Vorführungen der Arioi.

Die ersten Beobachter sahen die soziale Funktion der Arioi vor allem im „Amusement" des Volkes. Für Cook waren ihre Darbietungen "one amusement or custom" neben anderen (140). Und selbst Ellis leitet sein Kapitel über die Arioi mit der Bemerkung ein, sie sei die grösste Quelle der Volksbelustigung gewesen (141). Wir werden sehen, inwieweit diese harmlosen Vorstellungen zutreffen.

Waitz nimmt wohl mit Recht an, dass die Darstellungen der Arioi — Tänze, Pantomimen, Ringkämpfe, Schauspiele, Gesänge — "ursprünglich wohl alle aus dem Leben der Götter genommen waren, welches sie bald episch, bald dramatisch vorführten" (142). Die Weltschöpfung, die Wunder der Natur und die Taten der Götter wurden in den Gesängen verherrlicht. Die Arioi besangen die Geschichten von Mani und Hiro, ihre Reisen, Kämpfe und Siege — aber sie besangen sie nicht nur, sondern begleiteten den Gesang auch durch mimische Darstellungen, die reizvoll und lebenswahr waren (143). Also eine episch-dramatische Mischgattung. Die Darstellungen aus dem profanen Leben, "meist verliebter, oft unzüchtiger Art, zum Teil auch satirisch", hält Waitz für spätere Entwicklung. In der Tat lassen sich aus den Berichten der Augenzeugen religiöse Stoffe nicht mehr erkennen. Das kann aber auch daran liegen, dass Cook und Forster solche Stoffe nicht sahen, dass sie aber bei feierlichen Gelegenheiten doch noch wesentlich waren. Wahrscheinlich beschränkten sich die religiös-mythologischen Stoffe auf die grossen Zusammenkünfte der Arioi, während bei den anderen Festen, die nicht ausdrücklich Feste der Arioi waren, das profane Element überwogen haben mag. Bei den grossen Versammlungen („grandes réunions") stieg man von der Darstellung der höchsten Götter sukzessiv über niedrigere Götter und Heroen ins profane Leben hinab. Zuerst besang man (ich folge hier Moerenhout's Ausdrucksweise) die beiden Weltprinzipien, Taaroa und das Stoffliche, mit dem er sich vereinigte; dann die Erschaffung der Erde, der Götter, Geister, Pflanzen und anderen Hervorbringungen der Erde; danach Leben, Reisen [1]) und Taten der Halbgötter. Diese Darstellungen trugen wohl episch-pantomimischen Charakter. Erst hierauf folgten Liebesszenen, Dialoge zwischen Liebenden ("plaintes, querelles, véritables scènes de comédies"), und zum Schluss wurde getanzt.

Ringkämpfe und Scheingefechte (taupiti mahuna) fanden unter den Arioi anscheinend nur bei gewöhnlicheren Festen ("occasions ordinaires") statt. Sie begannen mit einer Art "Herausforderung" der beiden Gegner: die "Gladiatoren" legten die linke Hand auf die Brust und schlugen mit der Rechten auf die Beuge des linken Arms, — es ist dieselbe Formel, die auch bei der Initiation beobachtet wurde (s. o.). Nach diesem Appell stiegen sie in die Arena hinab. Jeder Schlag war bei Faustkämpfen erlaubt, aber man achtete doch darauf, dass keiner der Kämpfenden zu Schaden kam (144).

Die bedeutenderen Vorführungen der Arioi fanden in besonderen, festen, sehr geräumigen und manchmal reich ausgeschmückten Häusern statt, die zu ihrer Bequemlichkeit eingerichtet waren (145). Sie waren an beiden Enden und vorn offen, hinten mit Matten aus Kokosnussblättern geschützt. Ein etwa 1 Fuss hoher "Zaun" schloss die Enden und die Front ein. Die Schauspieler und Tänzer traten im Hause selbst auf, die Zuschauer sassen

1) Es ist vielleicht kein Zufall, dass "Reisen" besonders erwähnt werden. Denn Reisen und Sichumtum war ja auch eine Hauptsehnsucht und -beschäftigung der gottähnlichen Arioi.

oder standen davor. Der Fussboden im Hause, sowie der Platz davor waren mit Matten belegt (146). Die Musiker, Trommelschläger und Deklamateure sassen auf einer erhöhten Plattform, während die Tänzer und Schauspieler — nach Moerenhout — einen markierten Platz im Hause oder vor diesem innehielten (147); Ellis sah ein solches Haus zu Tiatae puaa, es war eins der besten in ganz Eimeo (148). Die Vorführungen der Arioi waren Sache der letzten Klasse und ihres Anhangs (149). Die grossen Arioi hüteten sich, ihre Person dafür herzugeben, sie waren im Gegenteil "des personnages graves et réservés" (150). Bei den Darstellungen präsidierten sie, "auf erhöhtem Platze sitzend, als Zuschauer, im Ordenskleid, in Matten und bunte Stoffe gekleidet, bemalt und mit Blumen in den Haaren, von bereitwilligen Bedienten umgeben" (151).

Nach Moerenhout waren die *taupiti* oder *oroa* die eigentlichen Volksfeste, die *paupa* dagegen die Spiele und Belustigungen, die erst am dritten Tage einsetzten (152). Ellis dagegen unterscheidet die upaupa als Rundgesänge von den taupiti oder oroa, den eigentlichen Vorstellungen. Bei den upaupa sassen die Arioi im Kreise auf dem Boden. Ihr Führer stand im Zentrum und leitete den Gesang durch einen kurzen Prolog ein. Dann stimmte der Kreis einen Gesang zu Ehren der Götter oder ausgezeichneter Arioi an: tief und langsam beginnend, dann schwellend und bis zur höchsten Tonstärke und dem rasendsten Tempo sich steigernd. Der Gesang war von phantastischen Arm- und Handbewegungen begleitet, die aber genau im Takt erfolgten. Wenn sich die Sänger in die höchste Erregung hinein gesteigert hatten, hielten sie atemlos und erschöpft inne (153).

Die taupiti oder oroa bestanden in Ringkämpfen (niemals in Boxkämpfen, die man für unter seiner Würde hielt), vor allem aber in Tänzen. Tanzen war eine Hauptleidenschaft der Tahitier. Die Vornehmen, die sich mehrere Frauen hielten, täglich mit Kava betranken, schliefen gern am Tage und brachten dann den grössten Teil der Nacht oft mit ihren *Heiwas* (Tänzen) und sonstigen Lustbarkeiten zu (154). Das ganze Leben der höheren Arioi war ein ewiges upaupa, Genuss, Rausch und Tanz — allerdings nur in Zeiten des Friedens (155).

Die Vorführungen der Arioi zeigen bestimmte Regeln, die meist wiederkehren. Cook wanderte am 3. August 1769 mit einigen Begleitern, darunter dem Eingeborenen Tupia, längs der Küste von Borabora. "Unterwegens begegneten wir einer Gesellschaft Tänzer, die uns zwo Stunden lang aufhielten und diese ganze Zeit über sehr belustigten. Diese Gesellschaft bestand aus zwo Tänzerinnen und sechs Männern mit drei Trommeln. Tupia berichtete uns dass diese Leute unter die angesehensten Personen der Insel gehörten, und ohnerachtet sie beständig von einem Orte zum anderen herum zögen, doch nicht, wie die kleinen herumwandernden Gesellschaften in Otaheite, das geringste Geschenk von den Zuschauern annähmen. Die Weiber hatten eine beträchtliche Menge Tamou oder geflochtenen Haares um ihre Köpfe gewickelt, zwischen diesen Putz hatten sie an mehreren Stellen ... Blumen gesteckt, und dieses machte den Aufsatz sehr niedlich. Den Hals, die Schultern und die Arme trugen sie unbedeckt, desgleichen war auch die Brust bis unter die Achselhöhle entblösst; weiter hinab trugen sie eine Kleidung von schwarzem Tuche, die genau am Leibe anlag; auf der Seite jeder Brust zunächst am Arme war ein kleiner Busch schwarzer Federn ohngefähr auf die nämliche Art angesteckt, wie unsere Frauenzimmer dermalen ihre Blumensträusse oder Buketts zu tragen pflegten: auf den Hüften ruhte eine Menge Tuchs voller Falten und reichte bis an die Brust hinauf; unter der Hüfte aber hing es gleich einem langen Unterrocke hinab, so dass ihre Füsse ganz bedeckt waren,

diese wussten sie eben so geschickt zu rühren als unsere Tänzerinnen nur immer hätten tun können. Die Falten oberhalb des Unterkleides waren wechselweise braun und weiss, die Unterröcke hingegen waren ganz weiss.

In diesem Aufzuge schritten sie mit abgemessenem Schritte seitwärts, und beobachteten zu dem Schalle der Trommeln, welche munter und laut geschlagen wurden, den Takt ganz vortrefflich. Bald darauf fingen sie an, die Hüften zu schütteln, welches den darauf liegenden gefalteten Tuche eine sehr schnelle Bewegung mitteilte, die in gewissem Masse den ganzen Tanz hindurch fortwährte, so verschieden auch die Stellung des Leibes nur immer sein mochte; diese war allerdings künstlich genug, denn bald standen sie, bald sassen sie, dann legten sie sich auf die Knie und stützten sich auf die Ellbogen, und bei allen diesen Veränderungen bewegten sie zugleich die Finger mit einer fast unbeschreiblichen Geschwindigkeit. Ausser diesen Kunststücken bestand ein grosser Teil der Geschicklichkeit dieser Tänzerinnen und des Vergnügens ihrer Zuschauer in dem Mutwillen ihrer Gebärden und Stellungen, die in der Tat unbeschreiblich frech waren...

Zwischen den Tänzen der Frauenzimmer führten die Männer eine Art von theatralischer Vorstellung auf, die sowohl aus Gesprächen wie aus Tänzen bestand; wir wussten aber nicht genug von ihrer Sprache, um den Inhalt derselben zu begreifen" (156).

Wenn es sich hier vielleicht auch garnicht um eine Schaustellung einer Arioi-Truppe gehandelt hat, so lässt sie doch die Spielordnung des tahitischen "Theaters" erkennen: die Tänze der Frauen werden durch pantomimische und dramatische Darstellungen der Männer unterbrochen, eine immer wiederkehrende Regel.

Von der erwähnten Truppe wird berichtet, dass sie aus Leuten vornehmer Herkunft bestand, die keinerlei Geschenke annahmen. Nach Moerenhout agierte auch bei den Volksfesten (oroa) eine Truppe von Männern und Frauen unter Führung eines Zeremonienmeisters (fatu note), die zwar ebenso wie die Arioi reiste und Vorstellungen gab, hauptsächlich aber mit Scheingefechten und Tänzen hervortrat. "Cette troupe excellait particulièrement dans ces dernières; et l'on peut considérer les femmes, qui en faisaient partie, comme les bayadères de la Polynésie" (157). Nach beiden Berichten kann wohl kein Zweifel sein, dass es ausser den Arioi noch andere fahrende Spieler-Truppen gab, die sich aber vielleicht häufig mit den Arioi zusammentaten. Denn Moerenhout sagt ja ausdrücklich, die Vorführungen seien Sache der niederen Grade der Arioi *und deren Anhangs* gewesen.

Häufig gingen den tänzerischen Darstellungen noch Ringkämpfe voraus. Die damit abwechselnden Tänze der Frauen hiessen Timorodi. Wilson gibt eine Darstellung der tahitischen Tanz- und Spielordnung. Er rühmt die Geschicklichkeit der Leute im Ringen. "Wenn sie einander herausfordern, schlagen sie die Beuge des linken Arms mit der rechten Hand, und umgekehrt, wenn sie links sind. Der gebogene Arm empfängt den Schlag in der Höhlung, was einen lauten Schall gibt. Wer den Schlag erwidert, nimmt die Herausforderung an" (158) [1]).

---

1) Vgl. o. Die bei den Kämpfen übliche Grussformel ist von Moerenhout (159), Turnbull, Bligh und Wilson übereinstimmend als „Herausforderung" verstanden worden. Von diesen berichten Turnbull und Bligh, vielleicht auch Wilson aus eigener Anschauung. Bligh schreibt: „Bei der Herausforderung legen sie eine Hand auf die Brust und schlagen mit der andern in die Beugung des Arms am Ellbogen. Der ziemlich schnelle Schlag mit hohler Hand kann in weiter Ferne gehört werden, und sie wiederholen diese Schläge so oft und mit solchem Nachdruck, dass das Fleisch davon ganz mürbe wird, die Haut aufspringt und der Arm stark zu bluten anfängt. Bei der diesmaligen Uebung klopften sich so viele

Dann schliesst sich der Kreis, und der Kampf beginnt. Manchmal veranstalteten zwei Distrikte ein Wettringen gegeneinander, zuerst die Weiber, dann die Männer. Pomares Gemahlin Iddiah war besonders bewandert in dieser Kunst; sie bestimmte auch die Zahl der zu besiegenden Kämpfer. Die Besiegten zeigten keinerlei Unzufriedenheit, wenigstens nicht die Männer; die Frauen waren weniger gleichmütig. Nachher führte die Siegerpartei einen Tanz auf, bei dem Iddiah den Zeremonienmeister spielte (160).

Ein ganz ähnliches Schauspiel machte Bligh 1788 mit. Es begann mit einem Heiwatanz, zu dessen Beschluss die Tänzer vom Pomare beschenkt wurden. Pomare, Iddiah und Bligh mussten die vorderen Zipfel eines grossen Stückes Tuch fassen, andere die übrigen Zipfel, und so wurde es den Tänzern zum Geschenk gebracht. Dann folgte ein Ringkampf, bei dem Iddiah das Schiedsrichteramt versah, "mit grosser Einsicht, dass sie allen Zank verhütete und niemand über ihre Entscheidung murrte". Pomare verhielt sich teilnahmslos (161).

Die Tänze oder Heiwas wurden von Männern und Frauen in gesonderten Abteilungen ausgeführt. Die Zahl der Tänzerinnen war nicht vorgeschrieben; da aber ihre übliche Tracht sehr kostbar war, tanzten selten mehr als zwei oder vier gleichzeitig. Fand der Tanz vor dem Oberhäuptling statt, so wurden ihm nachher die Kleider geschenkt (162). Als Bligh 1789 einem Tanz von zwei Mädchen beiwohnte, wurden ihm ebenfalls hernach deren Kleider geschenkt (163). Die Arioi hatten ein Vorrecht auf die Kleider der Tänzerinnen, was gelegentlich zu regelrechten Ausplünderungen und Tumultszenen geführt zu haben scheint (164).

Die Tänze leitete eine Tanzmeister. Nach dem Abtreten der Tänzerinnen trat ein Chor mit Musik auf, oder es wurde eine Pantomime oder dramatische Szene vorgeführt, wobei auch die Sitten der europäischen Gäste treffend nachgeahmt und auch führende Persönlichkeiten nicht verschont wurden (165).

Die Spielordnung ist nach Wilson's Ausführungen folgende:

Wettringen zweier Distrikte, zuerst der Frauen, dann der Männer;

Tanz der Siegerparteien, Männer and Frauen in gesonderten Abteilungen;

Chor mit Musik oder Pantomime, oder dramatische Szene.

Als im Jahre 1803 Pomares Bruder Paitia von einer Reise zurückkam, wurde ein grosses Fest veranstaltet. Es herrschte ein ungeheurer Lärm, Pomare selbst kannte nichts anderes als Spielen, Schmausen, Belustigungen, so wie der Geringste seiner Untertanen. Von morgens bis nachts hallte das Feld von Singen und Trommeln. Der "König" hatte eine bestimmte Strecke Landes für Kampf-und sonstige Spiele zur Verfügung gestellt, vor der eine umzäunte Erhöhung erbaut war, von der aus er und seine Familie alles übersehen konnten. Die Vorführungen begannen gegen Mittag mit Ringkämpfen, bei denen sich Männer und Frauen hervorragend beteiligten. Die Arioi machten sich dabei ein Vergnügen daraus, die Parteien gegen einander aufzureizen. Gegen Abend hörten diese Spiele auf, und man traf Anstalten zum Heiwa. Zwei gesonderte Zirkel von Frauen, zu je 40 bis 50 an Zahl, stellten sich auf, von denen der eine einheimisch, der andere von auswärts war; beide hatten auch ihre besondere Musik, die durch Einziehen und Ausstossen der Atems hervorgebracht wurde. Worten wurden dabei nicht gebraucht und trotzdem kam ein harmonisches

---

auf den Arm, dass man eine Menge Leute, die im Walde Holz fällten, zu hören glaubte. Dies ist gleichwohl nur die allgemeine Aufforderung; sobald zwei Kämpfer endlich beschliessen, ihre Kräfte zu erproben, bieten sie einander ihre Hände vor sich dar, indem sie dieselben nur mit den Fingerspitzen berühren".

Ganzes heraus. Nicht weit davon sassen etwa 150 junge Männer im Abstand von etwa 2 m einander gegenüber und intonierten auf die gleiche Weise.

Turnbull fand an den Tänzen, die er sah, nichts Obszönes und wollte das auf den guten Einfluss der Missionare zurückführen. Die Arioi schienen ihm die Führung des Ganzen zu haben. Während der ganzen Vorführung stockte die Musik selten einen Augenblick. Die Festlichkeiten währten in der geschilderten Weise eine Woche lang. Von Pantomimen und dramatischen Szenen erwähnt Turnbull nichts, was vielleicht damit zusammenhängt, dass er ein "Gelegenheitsfest" sah, bei dem vielleicht nicht viele Arioi beisammen waren. Ihre führende Stellung aber hebt er ja deutlich hervor (166).

Aus Wilsons, Blighs und Turnbulls Schilderungen geht hervor, dass nicht alle Schaustellungen in den Häusern der Arioi stattfanden. Wilson erzählt, wie eines Tages eine Truppe von Arioi aus Raiatea in der Bucht von Matavai landete, die mit ihren Heiwas "denselben Lärm machte, den eine Bande herumstreifender Komödianten in den kleinen Landstädten und Dörfern unseres Vaterlandes zu machen pflegt. Der Wunsch, ihre englischen Gäste zu ergötzen, mochte wohl ein Sporn für sie sein, ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Den ganzen Tag übten sie sich in ihren Spielen, wozu sie allezeit einen solchen Ort zur Schaubühne wählten, dass wir sie entweder sehen oder hören mussten. Am Nachmittag versammelten sie sich in grosser Anzahl vor dem Missionshause und begannen eine Art Wettringen. Erst bildeten sie einen Kreis, worin ungefähr ein Dutzend der stärksten Kerls standen, die den Rücken der Menge und einander das Gesicht zukehrten. Der Kampf fing mit einer Art Herausforderung an, indem sie mit der flachen Hand sich auf den linken Arm oberhalb des Ellbogens schlugen, wo eine Stelle von den wiederholten Schlägen ganz blau war. Endlich trat einer in die Mitte, um sich mit einem andern, dem er gewachsen zu sein glaubte, zu messen. Einige hatten an wenigen Faustschlägen genug und kehrten dann wieder an ihre Stelle zurück. Zuweilen gafften sich auch die Kämpfer eine Weile an, bis einer unverhofft dem anderen mit dem Kopf ins Gesicht stiess, welches diesen in Verwirrung brachte und ihn sich zurückzuziehen nötigte, worüber die Zuschauer dann in lautes Gelächter ausbrachen. Konnte einer seinen Gegner auf eine vorteilhafte Weise fassen, so erfolgte ein heftiges Ringen, welches sich gewöhnlich nicht eher endigte, als bis die Kämpfer ermüdet und blutrünstig waren und einige Haare eingebüsst hatten" (167). Die Ringkämpfe der Frauen zeigten Entschlossenheit und Gewandtheit. "Sie hingen einander an den Hälsen wie Bullenbeisser, zerrauften sich gegenseitig die Haare und brachten sich mit Kopf und Füssen Stösse auf den Magen bei, kurz sie vernachlässigten kein Mittel, um den Sieg davon zu tragen. Ihre Ehemänner und nächsten Verwandten standen dabei um sie her und munterten sie beständig zu neuen Anstrengungen auf; sobald aber eine von ihnen zu Boden geworfen wurde, hatte der Kampf sogleich ein Ende; die beiden Parteien brachten ihre Haare wieder in Ordnung, umarmten einander auf das zärtlichste und waren wieder ebenso gute Freunde wie vorher" (168). Auch Bligh sah 1789 auf Tahiti Ringkämpfe von Frauen, die ihm aber wenig imponierten. Die Weiber benahmen sich "nichts weniger als mannhaft", ausser Iddiah, welche die anderen auch durch ihre Statur überragte (169). King, der die Tahitier überhaupt weichlicher fand als die andern Polynesier, war auch von ihren Ringkämpfen enttäuscht; sie seien ein Kinderspiel gegen die auf den Tonga-Inseln gewesen (170). Ein gewisser sportlicher Geist ist aber, auch bei den Damen, kaum zu verkennen.

Die besten Augenzeugenschilderungen von den Darbietungen der Arioi haben uns die beiden Forster gegeben. J. R. Forster spricht anerkennend von den Tänzen, die er sah,

und die von den Frauen ausgefürt wurden. Danach kam eine Art Pantomime, ein Scheingefecht, und hierauf eine "lächerliche Geschichte, welche bei dem Chef und seinem Gefolge ein ausschweifendes Gelächter erregte". Den Beschluss machte eine musikalische Darbietung, ein Gesang mit Begleitung von zwei flachen, aneinandergeschlagenen Muscheln (171).

Ein andermal fand bei Pomare nach der Tafel eine Vorführung statt. "Das Schauspiel war ordentlich in drei Aufzüge eingeteilt: der erste bestand aus pantomimischen Tänzen; der zweite aus einem Lustspiele, welches für diejenigen, so die Sprache verstanden, sehr belustigend war, indem Omai und die Eingeborenen sich sehr dabei zu vergnügen schienen; der letzte war ein musikalisches Stück, in welchem sich niemand als die jungen Prinzessinnen hören liessen. Zwischen den Aufzügen liessen ein paar Fechter ihre Geschicklichkeit in den Waffen sehen. Sie waren mit Speeren und Keulen bewaffnet. Der eine tat den Angriff, und der andere verteidigte sich. Der erste schwung seinen Speer und warf ihn oder stiess nach seinem Gegner damit, indem er zu gleicher Zeit seine Keule gebrauchte. Derjenige, welcher sich verteidigte, steckte die Spitze seines Speeres in die Erde, in einer schrägen Richtung, so dass der obere Teil über seinem Kopfe hervorragte, und indem er das Auge seines Feindes beobachtete, fing er seine Schläge oder Stösse durch die Bewegungen seines Speeres auf. Durch seine Geschicklichkeit in dem Manöver wandte er den Speer ab und ward sehr selten von der Keule getroffen. Wenn sein Gegner nach seinen Beinen schlug, sprang er behand über die Keule weg; und zielte er nach seinem Kopfe, so bückte er sich mit ebensoviel Geschwindigkeit darunter. Ihre Geschicklichkeit bestand hauptsächlich in der Verteidigung, sonst hätte das Gefechte, welches immer sehr vergnügt beschlossen ward, übel ablaufen können" (172). Die Tahitier pflegten sich von Kindheit an in der Fechtkunst zu üben, wobei die Verteidigungskunst die Hauptsache war, denn im Kriege erhaltene Wunden und Narben galten nicht als rühmlich (Wils. d. A. 479n). Die Gesamtvorstellung, sagt Forster, dauerte vier Stunden und sei tatsächlich unterhaltend. Die Tänze seien durch Nachahmung der europäischen besser geworden, aber die Tänzerinnen "begleiteten die Behendigkeit der Füsse mit Verzerrungen des Gesichts und der Muskeln, die unnachahmlich sind (!) und trotz unseres Ernstes unser Gelächter erregen mussten" (173).

Von den von J. R. Forster geschilderten beiden Vorführungen hat die erste folgende Ordnung:

Tanz von Frauen,
Scheingefecht,
dramatische Szene,
Gesang mit Klapperbegleitung.

Die zweite hat folgende Einteilung:

1. Aufzug: pantomimischer Tanz,
   Intermezzo: Fechtspiel.
2. Aufzug: dramatische Szene komischen Inhalts,
   Intermezzo: Fechtspiel.
3. Aufzug: musikalisches Stück, von Frauen aufgeführt.

Georg Forster schildert eine Aufführung, die er in Mai 1774 gelegentlich eines Treffens der Arioi auf Raiatea sah. Da die Schilderung sehr hübsch und anschaulich ist, sei sie wörtlich wiedergegeben.

„Nachmittags gingen wir ans Land, um einem dramatischen Tanz beizuwohnen, in welchem Poyadua, Oreas Tochter sich sollte sehen lassen. Die Anzahl der versammelten

Zuschauer war sehr beträchtlich; denn auf dieses Schauspiel wird viel gehalten. Die Tänzerin legte bei dieser Gelegenheit von ihrer schon bekannten Geschicklichkeit einen neuen Beweis ab und fand bei allen Europäern den grössten Beifall. Die Zwischenspiele wurden durch Mannspersonen vorgestellt und waren, ihrem Inhalte nach, für uns von ganz neuer Komposition. Ohnerachtet wir nicht alles von Wort zu Wort verstanden, so konnten wir doch so viel unterscheiden, dass die Namen des Kapitän Cook und andrer Herren von unserer Gesellschaft in den Gesängen vorkamen. Die ganze Handlung schien eine von den Räubergeschichten vorzustellen, dergleichen uns in diesen Inseln so viele begegnet waren. Ein anderes Intermezzo stellte den Angriff der Krieger von Borabora vor, wobei derbe Schläge mit einem Riemen ausgeteilt wurden, dass es nur so klatschte. Das dritte Zwischenspiel war seltsamer als die übrigen alle. Es stellte eine Frau in Kindeswehen vor und erregte bei der Versammlung ein überlautes Gelächter. Der Kerl, der diese Rolle hatte, machte alle Posituren, welche die Griechen in den Haynen der Venus Ariadne bei Amathus bewunderten, und die im Monat Gorpiäus, zum Andenken der im Kindbett gestorbenen Ariadne feierlich vorgestellt zu werden pflegten. Ein anderer grosser und starker Kerl, in tahitisches Zeug gekleidet, stellte das neugeborene Kind vor, und gebärdete sich dazu so possierlich, dass wir herzlich mitlachen mussten. Das Kostüm war so genau beobachtet, dass selbst ein Accoucheur oder jeder andere Sachverständige an diesem grossen Jungen keines von den wesentlichen Kennzeichen eines neugeborenen Kindes würde vermisst haben; denen indianischen Zuschauern aber gefiel das vorzüglich, dass er, unmittelbar nach seinem Eintritt in die Welt, so drell auf dem Theater herumlief, dass die Tänzer ihn kaum wieder haschen konnten. Kapitän Cook hatte bei dieser Gelegenheit bemerkt, dass sobald die anderen Kerls den grossen Jungen wieder eingeholt, sie ihm die Nase, oben zwischen den Augen platt gedrückt hätten. Hieraus schliesst er ganz richtig, dass diese Gewohnheit wirklich bei neugeborenen Kindern allhier stattfinde, wie sie denn auch fast durchwegs eingedrückte Nasen haben. Unter allen schien diese Vorstellung den Damen das mehreste Vergnügen zu machen. Auch konnten sie sich dem Eindruck desselben ohne Bedenken überlassen, weil nach hiesiger Landessitte garnichts darin vorkam, welches sie in Verlegenheit hätte setzen können, wie es wohl unsern europäischen Schönen geht, die in den Schauspielen oft nur durch den Fächer schielen dürfen" (174).

Am folgenden Tage wiederholten sich die Darbietungen:

"Nachmittags tanzte Poyadua wieder, und es schien fast, als ob sie ihre übrigen Gespielen diesmal ausstechen wollte, wenigstens hatte sie sich mehr als gewöhnlich ausgeputzt und mit einer Menge von allerhand europäischen Glaskorallen behangen. Ihre bewunderungswürdige Gelenkigkeit, die reizende Bewegung ihrer Arme und das schnelle zitternde Spiel der Finger wurden von den Indianern ebensosehr als die Künste der Operntänzerinnen von uns bewundert. Doch verdiente Poyadua auch unseren Beifall, wenigstens um deswillen, dass sie ihre Geschicklichkeit nicht einem Lehrer, sondern bloss der eigenen Ausbildung ihres natürlichen Talentes zu verdanken hatte. Nur darin konnten wir dem Nationalgeschmack nicht beistimmen, dass die ausserordentlichen Verzerrungen des Mundes schön sein sollten! Unserem Urteil nach waren sie vielmehr recht hässlich und sogar abscheulich. *Zu diesen öfteren dramatischen Vorstellungen gab bloss die Anwesenheit der Errioys Anlass. Ihre Gegenwart schien die ganze Insel zu beleben und jedermann fröhlich zu machen,* und gingen sie selbst hierin den übrigen mit gutem Exempel vor. Sie putzten sich aufs beste heraus und erschienen fast alle Tage in einem andern Kleide. Der ganze

Tag ward in Wohlleben und Müssiggang zugebracht: sie salbten sich die Haare mit wohlriechendem Oel, sangen oder spielten die Flöte, kurz, ein Vergnügen wechselte mit dem anderen ab und keine derer Glückseligkeiten, die man hierzulande haben kann, blieb ungenossen. Dies erinnerte mich an jenes glückliche, im Schoss des Überflusses gewiegte Volk, das Ulysses in Phäacien antraf, und von dem Pope sagt: "To dress', to dance, to sing, their sole delight / The feast or bath by day and love by night" (Pope's Homer)" (175).

Auch hier bestanden die Vorführungen also in Tänzen mit dramatischen oder pantomimischen Zwischenspielen. Nur haben wir hier den Einzeltanz einer Frau, mit dem die Intermezzi wechselten:

Einzeltanz,

dramatisches Intermezzo, anscheinend satirischen Charakters [1]);

Einzeltanz,

Intermezzo: Scheingefecht, pantomimische Darstellung einer Kriegsszene;

Einzeltanz,

dramatisches Intermezzo von groteskem Charakter.

In den dramatischen und pantomimischen Szenen scheinen die Frauenrollen von Männern gespielt worden zu sein. Bligh sah allerdings einmal eine Szene, in der neben Männern auch eine Frau agierte (177).

Sehr bezeichnend sind die Urteile der beiden Forster über die Tänze. Sie empfinden das wesensmässig Fremde daran, ohne es erklären zu können. Die Art dieser Bewegungsformen scheint Beziehungen zu zeigen zum katatonischen Symptomekomplex Schizophrener, bei dem stundenlange Wiederholung derselben Motorik ohne Ermüdungserscheinungen möglich ist. Das "reichlichere Hervortreten von rhythmischen Bewegungsformen" kann nach Kretschmer als Symptom dafür betrachtet werden, "dass der psychische Gesamtapparat in einer entwicklungsgeschichtlich niedrigeren Schaltung geht" (178). Ebenso scheinen Beziehungen zum hysterischen Anfall zu bestehen. Es ist klar, dass die unglaublich schnellen zitternden Fingerbewegungen der Tänzerinnen den beiden Forster von der europäischen Basis eines zierlichen Menuettos aus, bei dem man diszipliniert und willkürlich Pas vor Pas setzt, unerklärlich und unnachahmlich erschienen, was sie auch sind, wenn man von einer Aesthetik ausgeht, bei der Zweckbewusstheit und Absicht im Dienst des künstlerischen Ausdrucks stehen. Die "Gesichtsverzerrungen" der Tänzerinnen hatten wohl auch keine ästhetische "Absicht", wie Forster annahm, sondern sie gehörten einfach zum "Syndrom".

Obszöne Tänze beschränkten sich auf Angehörige der niederen Grade der Arioi ("de classe inférieure"). "Il n'était par rare que jeunes filles offrissent au public des sacrifices à la déesse de ces plaisirs ... Ils ne représentaient néanmoins que rarement ces scènes à nos yeux si scandaleuses". Moerenhout glaubt, dass diese Szenen ebenso wie die ernsten mythologischen Darstellungen durchaus zur Arioi als Institution gehörten, und dass sie die beiden Generationsprinzipien in der Natur zur Darstellung bringen sollten "par des images vivantes, au lieu de figures inanimés" (179).

1) Zu den Nachahmungen der europäischen Gäste, die in der Szene offenbar vorkamen, passt sehr hübsch die Erzählung von dem Häuptling Orea, der sich während Forsters Abwesenheit bei Cook zu Gast bat, eine Flasch Wein allein austrank und in diesem angeregten Zustand die närrischen Engländer, die so ohne ersichtlichen Zweck in der Welt herumreisten, nach allen Regeln der Kunst aufzog (176). Lebhafte Vorstellungkraft, Phantasie, leichte Auffassung, gute Beobachtungs- und Nachahmungsgabe scheinen bevorzugte Gaben der Tahitier gewesen zu sein.

Auch die Pantomimen verraten ihre Herkunft aus Pubertätsgebräuchen. Die im Mimus gegebene Darstellung kann als eine Weitergabe der während des Noviziats durch Aeltere empfangenen Belehrungen gelten, die ja auch sonst vielfach durch Gesten, Zeichen, Vormachen als "gestikulierte Weisheit" vermittelt werden (180).

Das Drama geht über die bei Primitiven gefundenen Kunstformen schon hinaus (181). Die scharfe Trennung von Tanz, Pantomime und dramatischer Szene ist aber überhaupt europäische Zutat; in Wirklichkeit geht, wie unsere Schilderungen zeigen, der Tanz häufig in die Pantomime, diese häufig in die von Worten begleitete Handlung über.

Die dramatischen Kompositionen, die Aamu genannt also immerhin sprachlich von den Heiwas unterschieden wurden, galten als besondere Kunstgattung. Wir glauben gern, dass manche davon dem Talent ihrer Autoren Ehre machten, und auch, dass mancher dumme Schnack darunter war. So erklärt sich wohl der Gegensatz in der Bewertung dieser Szenen durch verschiedene Schriftsteller (182). Sie wurden mit gleicher Präzision und gleicher darstellerischer Lebenswahrheit an verschiedenen Orten aufgeführt, was bei dem Mangel an schriftlicher Aufzeichnung bemerkenswert ist (183). Ausser solchen zu wiederholter Aufführung geeigneten Szenen kamen auch Improvisationen vor. Besonders der im Zentrum der Arioi sitzende "Conférencier" und Sprecher der Prologe (s. o.) scheint sich daran ergötzt zu haben, die gaffenden Zuhörer mit seinem Witz zu unterhalten (184).

Wir verweilen noch bei den dramatischen Szenen. Liebesszenen waren weitaus am häufigsten, "qui n'étaient ni sans beautés poétiques, ni sans entraînement" (Moer. II, 132). Webster möchte das Ueberwiegen des dramatischen und poetischen Moments in den Betätigungen der Geheimbünde geradezu als Verfallssymptom ansehen. "In dem Masse, wie die geheimen Gesellschaften gezwungen werden, ihre sozialen Funktionen aufzugeben, die zu oft zu einem Mittel der Einschüchterung und Räuberei ("wholesale intimidation and robbery") werden, überleben die dramatischen Zeremonien, die mit solchen Organisationen verknüpft sind, oft den Zusammenbruch der anderen Privilegien. Diese Phase, die in den melanesischen Gesellschaften und bis zu einem gewissen Grade auch bei den polynesischen Areoi zu finden ist, wird in Westafrika wiederholt" (185). Webster trennt die Vorführungen der Arioi doch etwas zu sehr von ihrer sozialen Funktion. Inhaltlich betrachtet, versteht es sich am Rande, dass in den Vorstellungen das profane Element überwog. Mit heroischer Mythologie befriedigt man auf die Dauer kein Publikum: es sind die affektbetonten grossen Uebergängen im menschlichen Leben, Liebe, Pubertät, Schwangerschaft und Geburt, die den Hauptstoff bieten, und um diese Themata dreht sich ja auch ein gut Teil der Belehrungen, die den Knaben und Mädchen anderorts vor den Pubertätsweihen gegeben werden. Solche Stoffe aber, die auf die Primitivreaktion rechneten, "leurs divers exercices poétiques, musicaux, choréographiques ou gymnastiques" (Moerenhout) wurden auch gerne abends bei Fackelbeleuchtung vorgeführt, "et ces nocturnes, en des lieux où la superstition et des craintes puériles permettaient à peine aux autres hommes de bouger de leurs demeures, n'ajoutaient pas peu au prestige de leur existence et au respect qu'ils inspiraient; car seuls entre tous, sous la protection des dieux, ils pouvaient aussi braver les esprits" (186).

Daneben aber standen Stoffe, an denen "Persönlichkeitsreaktionen" mitgewirkt hatten. Diese trugen den Charakter der Satire, oft der politischen Satire. Wir hörten, dass in einer solchen Szene Cook vorkam und erfahren, dass die Darsteller die Gewohnheiten ihrer europäischen Gäste oft treffend nachahmten (187). Die Arioi scheuten sich nicht, in solchen Szenen Priester lächerlich zu machen. Satirische Anspielungen auf Zeitereignisse kamen

vor (Ellis) (188). Häuptlinge, die Anlass zu Spott gaben, wurden furchtlos verhöhnt (189); sie liessen sich die Gefahr, auf der Bühne lächerlich gemacht zu werden, zur Warnung dienen und richteten ihr Verhalten danach ein. Die siebende Kontrolle dieser Erscheinung darf nicht gering eingeschätzt werden, wenn wir auch — leider! — ihre Auswirkung und deren Ausmass nicht kennen. So hatte das "harmlose" Theaterspielen seine Konsequenzen. Wir kennen die Verfasser der politischen Satiren nicht, wissen nicht, ob es mehr künstlerisch-spielerische oder mehr politische Absichten waren, die sie beseelten, oder ob ihre Leistungen gar durch politisch Wollende inauguriert oder doch inspiriert wurden. Aber an der Tatsächlichkeit ihrer Wirkung — sowohl auf die Mächtigen selbst wie auf das Volk — können wir nicht zweifeln. Sie erinnern an die Siebungsgruppe der deutschen Minnesänger im Mittelalter: jene verkrachten Ritter, die, gleichfalls heimatlos, von Hof zu Hof zogen und dadurch, dass sie in ihren Gedichten für Kaiser oder Papst Partei nahmen, bedeutende politische Wirksamkeit gewannen.

Die Darbietungen der Arioi dürfen wir nicht mit europäischen-künstlerischen Masstäben, überhaupt nicht als "Kunst" abgezogen vom Funktionellen, von ihrem Milieu, ihrer Periodizität werten. Ihre Absicht war sicher viel mehr als "Kunstgenuss", war eine Steigerung des ganzen Kollektivlebens. "Die primitiven Kunstdarbietungen sind komplexer Natur: die Festhalle oder der Platz, auf dem ein Fest stattfinden soll, ist mit Speisevorräten, Blumen, Malereien geschmückt, die Masken oder Kopfaufsätze prangen in Federn, Flittern und Farben, mit bedeutungsvollen Figuren oder Linien, das Ohr wird durch Schellen oder Pfeifen, Trommeln oder Singen geweckt, im Tanz spricht sich die Gebärde aus, auch Worte fehlen nicht. Mit allen möglichen Mitteln des Ausdrucks sucht man auf die grellste Weise zu wirken" (190).

Aber nicht nur nach der politischen Seite wirkten sich die Darstellungen der Arioi aus. Sie waren die Seele der Feste, alles drehte sich um sie, alles wurde von ihnen angesteckt und inspiriert. Bei den Profanvergnügungen waren es die Arioi und der fatu notu paupa, "qui se trouvaient le plus en faveur, et attiraient le plus de monde" (191). Sie reizten bei den Wettkämpfen die Parteien auf und hatten die Führung des Ganzen in der Hand (192). "Ihre Gegenwart schien die ganze Insel zu beleben und jedermann fröhlich zu machen" (193). "Leurs fêtes, où le luxe de costumes, la pompe du cérémoniale, la musique, les chants, et le nombre des acteurs réunissaient pour inspirer la gaieté, l'enthousiasme et le délire, attiraient-elles le peuple en foule, et l'on peut dire qu'ils étaient toujours, dans tous les îles, l'âme des plaisirs et des festins" (194). Die britischen Missionare waren verständlicherweise weniger erbaut von der Beliebtheit dieser Teufelsbande beim Volke, die geradezu ihre Konkurrenz um die Volksgunst war. Im Januar 1798 machten einige Missionare von der Station in der Matavai-Bucht eine Reise nach Pare, mit der Absicht, sich dort beim Volke einzuführen. Sie kamen aber nicht dazu, obwohl Pomare selber und der Oberpriester Mannemanne sich angeblich um die Präparation des Volkes bemühten. Man bekam die Leute einfach nicht zusammen, "as the people were so very noisy and tumultuous". Ja, die Brüder bekamen es mit der Angst zu tun, denn es hiess der Pöbel plündere alle Leute aus, die Eigentum hätten (wahrscheinlich war gerade ein Terror-Akt der Arioi gegen die Raatira im Gange). Schliesslich zogen die Leute in Prozession vorüber, "the Aréoies in companies, passing the side of the house often, and were frequently joined by others, in giving loud huzzas, in their way, which made such a rude, barbarous noise, as is only known, perhaps, among gross heathens" (195).

Kamen die Arioi den Missionaren barbarisch vor, so sah schon Kapitän Wilson in

ihnen geradezu die Träger der feineren Bildung. Er fand auf seiner Reise die Bewohner von Raiatea minder freimütig und gefällig als die Tahitier, auch minder geschickt im Tauschhandel und anscheinend überhaupt kulturärmer (ihre Boote waren viel kleiner). Und er erklärt diesen Unterschied damit, dass ja die Arioi in grossen Scharen am meisten nach Tahiti strömten, dass dadurch die Gastfreundschaft, "die Mutter so vieler geselliger Tugenden", dort gefördert wurde, geographische Kenntnis und Horizont sich erweiterten, damit Sitten und Charaktere sich verfeinerten (196). Und das Bedürfnis nach einer solchen Verfeinerung muss bestanden haben, denn die Arioi waren bei Adel und Volk willkommen, wohin sie kamen. "Biens vus des rois et de tous les chefs, intelligents et aimables, leur réputation était excellente" (197).

Wilsons Erklärung des Unterschiedes der Bewohner von Tahiti und Raiatea dadurch, dass die kleineren Inseln ihrer beweglichen Elemente verlustig gingen, weil die grössere Insel alle an sich zog, ist sehr plausibel. Es läge darnach der Vorgang einer örtlichen Siebung vor.

Der sozialisierende, adoptionsbegünstigende Charakter der Arioi kann garnicht hoch genug veranschlagt werden. Ihnen und ihren Exerzitien war die Bewahrung der alten kosmogonischen, theogonischen und mythologischen Ueberlieferungen zu danken. Sie führten den Bewohnern der verstreuten kleinen Inseln die nationale Einheit ins Bewusstsein. Die gemeinschaftsbildende Kraft der Arioi hat schon Schurtz erkannt: "Die Bedeutung der Arioi für das Gesellschaftsleben war in einem verhältnismässig so gut organisierten Staatswesen, wie es auf Tahiti bestand, natürlich nicht so gross, wie die der Klubs auf den Neuen Hebriden, aber sie war doch unverkennbar vorhanden. Da die Arioi bei jedem grösseren Fest unentbehrlich waren und beständig umherzogen, verbreiteten sie überallhin den Sinn für feinere Bildung, Sitten und höhere Bildung, weckten die Freude an künstlerischen Genüssen und vermittelten überhaupt den geistigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Bezirken und Inseln. Auch in diesem Falle ist die völkervereinigende Kraft der Männerbünde deutlich zu erkennen" (198).

Während der Feste herrschte Frieden, selbst die kriegerischsten Stämme stellten ihre Feindseligkeiten ein (198a), und kein Häuptling hätte es wagen dürfen, eine Fehde vom Zaume zu brechen. Das Marae von Opoa, das dem Stifter des Ordens, Oro gehörte, war der geheiligte Mittelpunkt der Erde und der Treffpunkt für die Bewohner ganz Ostpolynesiens (198b). Hier residierte der Taramanini, der Grossmeister der Arioi. Die Festspiele der Arioi, zu denen von allen Seiten und Inseln die Leute zusammenströmten, sicherte in hohem Grade das gute Einvernehmen zwischen den Insulanern. Wenn man sich so oft sah und miteinander freute, konnte man sich nicht feind sein, bemerkt Moerenhout treffend. Ohne diese Zusammenkünfte würden die Kriege, z. B. die ewigen Feindschaften zwischen Borabora und Raiatea noch furchtbarer gewütet haben (198c). Die Arioi erinnert in dieser Hinsicht unmittelbar an die Festspiele und Amphiktionien der Griechen, hat freilich auf die Dauer die Selbstzerfleischung der Stämme ebenso wenig verhindern können wie jene. Die polynesischen Inseln begünstigten, ebenso wie der griechischen Poleis, den Individualismus zu sehr.

Privilegien und Terrorismus der Arioi.

Die Arioi zeigte, wie auch andere Geheimbünde, eine Neigung zum *Terrorisieren* der Nichteingeweihten (199).

"Zu gewissen Zeiten halten sie grosse Versammlungen und reisen von einer Insel zur anderen. Dann schmausen sie die besten Früchte und verzehren eine Menge von Schweinen, Hunden, Fischen und Hühnern, welche die Tautaus oder die geringste Klasse zur Bewirtung dieser Schwelger herbeischaffen muss. An einer guten Portion des berauschenden Pfefferwurzeltrankes darf es bei solche Gelegenheiten nicht fehlen, denn diese Herren zechen sämtlich gern" (200). Wenn ein solcher Trupp Arioi in einem Distrikt ankam, so übernahm der Häuptling die Bewirtung. Er schickte täglich seine Sklaven auf die besten Pflanzungen der Nachbarschaft, die auf diese Weise völlig ausgeplündert wurden. Wenn die Räuberschar abgezogen war, boten die blühenden Gärten oft ein Bild der Verwüstung (201). Man schuldete den Arioi Gastfreundschaft. Ein höherer Arioi wurde in den kleinsten Dingen bedient (202). Es ist wichtig zu wissen, dass die Schmausereien und Plündereien der Arioi auf Kosten der *Raatira* gingen (Ellis: "farmers"). Nun hatten allerdings die Raatira, wenigstens die grösseren unter ihnen, das Recht, ein Rahui auf Lebensmittel zu legen, wenn sie befürchteten, zu sehr geschröpft zu werden. Aber die Arioi hatten das Recht, sich über dieses Tabu hinwegzusetzen. Der Hass der Raatia gegen die Arioi war wahrscheinlich gross.

Bei den Arioi kleidete sich der Terrorismus in die Ideologie der eigenen Unantastbarkeit und Heiligkeit sowie der Exemption von Tabubeschränkungen, denen andere unterworfen waren. Die Mitglieder konnten den Leuten wegnehmen, was sie wollten. Wenn sie irgend etwas haben wollten, legten sie die Hand auf die Brust und sagten: Harri, d.h. her damit! — Und niemand konnte Einwände machen (203). Einem Arioi von hohem Rang konnte man nichts verweigern; er nahm, was ihm passte. Der Arioi von niederem Rang forderte, und man gab es ihm meist (204). Dass kleinere Banden einfach stahlen, ist möglich, wahrscheinlich aber, dass die Arioi vielfach nur das ausführende Organ bestimmter adliger Familien und einzelner Mächtiger waren, die natürlich ihre gefügigen Kreaturen auch nicht leer ausgehen liessen. Das tritt in ganz kleinen Zügen manchmal hervor. Als die Missionare der "Duff" in der Matavai-Bucht ihre erste Station einrichteten (1797), wurde ihnen bekanntlich viel gestohlen, besonders Handwerkszeug. (Die alten Berichte sind ja voll davon, dass die Tahitier Diebe seien!) Das nützte Tu (der spätere Pomare II., Pomares I. Sohn) aus. Er denunzierte mehrere Eingeborene, die in Diensten der Missionare standen, bei diesen als Diebe und nannte zugleich andere Leute, die er ihnen als Bediente empfahl. Diese indessen waren den Brüdern als Kreaturen Tus bekannt, und sie fürchteten wohl mit guten Gründen, dass er sie nur empfahl, um desto leichter in der Station stehlen zu können. (Der Besitz von europäischen Feuerwaffen und Werkzeugen gab in den damaligen politischen Kriegen Tahitis ein ungeheures Übergewicht.) Die Missionare blieben daher bei ihren alten Dienern, denen sie vertrauten. "Doch vor den Leuten, die Otu beständig in den Distrikten herumgehen und den armen Einwohnern alles stehlen lässt, was sie sehen, haben wir uns in Acht zu nehmen, und wir werden sie nicht in unser Haus kommen lassen", schliesst der Bericht der Missionare (205). Dass sie aber Tu und Pomare selber in ihr Haus kommen liessen, sollte für die Entwicklung Tahitis viel verhängnisvoller werden. Für die Verbindung der Pomares mit dem Arioi haben wir direkte Belege. Die bodenständigen Pflanzer ("the industrious husbandmen") hatten unter den gewalttätigen Plünderungen schwer zu leiden. Sie waren mit ihrer Familie nicht selten eine Zeitlang der Existenzmittel beraubt (206). (Die Betroffenen werden wohl vor allem kleinere Raatiras gewesen sein). Kapitän Wilson fiel auf seiner Wanderung durch Tahiti in der Gegend des Isthmus zwischen Taiarapu und Gross-Tahiti auf, dass das Land mit Kokosnüssen, Brotfrucht, Bergpflanzen, Aaronswurzeln und anderen

Pflanzen verhältnismässig dünn und nur auf den unbequem zugänglichen Hügeln, nicht aber auf dem flachen Lande nach der Küste zu, besetzt war, und die Eingeborenen gaben als Ursache dafür an, dass wegen der Arioi und der Begleiter Tus kein Wert darauf gelegt wurde, das fruchtbare flache Land zu bebauen. Denn wenn diese Banden auch nur einen Tag auf ihren Durchreisen verweilten, plünderten sie für ihre Festmähler rücksichtslos die Äcker und vernichteten mutwillig, was sie nicht verzehren konnten und rissen sogar die jungen Pflanzen aus. Auf diese Weise mussten die Bewohner ihre Zuflucht zu dem nehmen, was auf den Bergen wächst (Bergpflanzen, Aaronswurzeln u.a.). Sie machten sich lieber die Beschwerde, diese fast unzugänglichen Orte zu erklimmen, als die Produkte ihrer Arbeit den priviligierten Räubern zu überlassen (207). Innerhalb der Bauernschicht hat diese Härte des Daseins wahrscheinlich zu einer Auslese der Zähen und Beharrlichen geführt. Die Raatiras übten ausserdem den Kindermord wahrscheinlich nicht in dem Umfang wie die anderen Volksschichten, die stärker unter dem Eindruck des bewunderten Vorbildes der Arioi standen.

Sehr lehrreich ist der Vergleich, den der Herausgeber der Berichte von der "Duff"-Expedition zwischen Tahiti und den anderen polynesischen Inseln anstellt. Er neigt dazu, die Bewohner von Tongatabu kulturell über die Tahitier zu stellen. Ihr Schnitzwerk und ihre Boote seien besser, das Land besser bebaut, die Wege gut unterhalten, das Eigentum gesichert, keine Erpressungen seien möglich. Und er bringt diesen Unterschied ganz richtig mit dem Fehlen der Arioi, dieses "Auswurfs der Menschheit" in Verbindung: "Während in Otaheiti despotische Allgewalt und die insolenten Forderungen der Arreoi-Gesellschaft alle Industrie zu ersticken streben". (Allerdings vergisst er, hinzuzufügen, dass die "despotische Allgewalt" nur mit Hilfe der Europäer erst möglich wurde.) Die Sitten der Tonganer sind strenger, das Alter wird auf Tongatabu geehrt, in Tahiti ist es verachtet. Die Syphilis wütet hier am schlimmsten. Wenn trotz alledem Tahiti im ganzen nicht schlechter abschneidet, wenn die Zerstörung und die unglaubliche Verschwendung der Arioi bei ihren Festen keine katastrophalen Folgen hat, so ist das dem Reichtum und der Fruchtbarkeit des Bodens zu verdanken, der dem Eingeborenen seine Schätze ohne grosse Mühe übergibt (208).

Die Mythologie der Arioi.

Der Kindermord der Arioi ist dasjenige Stigmum der Gesellschaft, das von den alten Schriftstellern mit am schleunigsten berichtet wird, und das den grössten Schrecken einflösst. Jeder Arioi musste seine Kinder töten. Tat er es nicht, so musste er aus der Gesellschaft austreten. Mannigfache Gründe werden für dieses Gebot angeführt, als deren vornehmster das Gebot des Gottes Oro erscheint. Wir müssen uns also mit der Stiftungsmythe des Ordens befassen. Auf weitere Einzelheiten mythologischer Art werden wir später eingehen. Hier wollen wir unser Auge auf dem so überaus anziehenden Bau der polynesischen Mythologie nur so weit verweilen lassen, wie er als Überbau für die lebensdringlicheren Motive des Kindermordes der Arioi in Betracht kommt. Dann untersuchen wir diese anderen Motive selbst, vergegenwärtigen uns die soziologische Struktur der Arioi und gewinnen dann endlich die nötige Grundlage zur Beurteilung der Persönlichkeiten, die auf Tahiti der Siebung und Auslese oder Ausmerze unterlagen.

"*Oro*, Taaroa's Sohn, der schaffende Gott und der erste der Götter nach seinem Vater, wollte sich unter den Sterblichen eine Gefährtin erwählen, und stieg vom Terai tuetai,

oder dem obersten Himmel, zum Paia herab, einem hohen Berge der Insel Borabora, wo die Göttinnen Teuri und Oaaoa, seine Schwestern, wohnten, denen er seine Absicht mitteilte, und die er bat, ihn zu begleiten, um ihn bei der Suche nach einer seiner würdigen Gemahlin zu unterstützen. Sie liessen sich sogleich im Nebelgebilde des anua nua (Regenbogen) herab, welchen der Gott am Himmel schuf, und der mit einem Ende auf dem Gipfel des Berges Paia, mit dem anderen auf der Erde ruhte. In Menschengestalt, Oro als junger Krieger und seine beiden Schwestern als junge Mädchen, durcheilten sie die verschiedenen Inseln, überall Feste veranstaltend, besonders in Art derjenigen, welche man Operea nannte und welche alle Frauen vereinigten; allein es war vergebens. Unter den zahlreichen Töchtern Taatas (den Menschentöchtern) sah der Gott nicht eine, die ihm gefiel. Der nutzlosen Nachforschungen müde, waren die Gottheiten schon willens, zu ihrem erhabenen Wohnsitz zurückzukehren, als sie endlich zu Vaitape, auf der Insel Borabora, ein junges Mädchen von seltener Schönheit sahen, welches in einem kleinen See, Ovai aia genannt, badete. Entzückt sagte Oro zu soinen Schwestern, sie möchten sie besuchen, während er selbst zu ihrer Wohnung auf den Gipfel des Paia zurücksteigen wollte.

Bei ihrer Annäherung grüssten die Göttinnen das Mädchen, lobten ihre Schönheit und sagten ihr, sie kämen von Avanau, einem Distrikt von Borabora, und sie hätten einen Bruder, der sich mit ihr zu vermählen wünschte. *Vairaumati,* so hies das junge Mädchen, betrachtete die Fremden aufmerksam und sagte zu ihnen: "Ihr seid nicht aus Avanau; allein das tut nichts. Sofern euer Bruder Arii (Häuptling), jung und schön ist, so mag er kommen und Vairaumati wird seine Frau werden."

Teuri und Oaaoa kehrten alsbald auf den Paia zurück, um ihrem Bruder das Resultat ihres Vorgehens mitzuteilen, und dieser stieg, nachdem er den Regenbogen von neuem gebildet hatte, zu Vaitape herab. Dort wurde er von seiner Geliebten wohl empfangen; sie hatte einen mit Früchten beladenen fata (Tisch oder Altar) und ein aus den reichsten Stoffen und feinsten Matten hergestelltes Lager bereitet" (209).

Ellis erzählt die Brautsuche und Brautwerbung etwas anders. Nach ihm wünschte sich Oro eine von Taatas, des ersten Menschen Töchtern zum Weibe und beauftragte daher zwei seiner Brüder, Tufarapainuu und Tufarapairai, eine passende Gefährtin für ihn zu suchen; sie suchten von Tahiti bis Borabora, fanden aber keine passende Frau für ihren Bruder. Endlich sahen sie auf Borabora am Fusse des "rotrückigen Berges" (Mouata huhuura) die schöne Vairaumati. Da sagten sie zu sich: das ist eine ausgezeichnete Frau für unseren Bruder. Sie eilten zurück in den Himmel zu Oro und berichteten ihm ihren Erfolg. Sie erzählten ihm von Vairaumati und beschrieben sie als vahine purotu aiai, ein Weib, aller Reize teilhaftig. Oro befestigte den Regenbogen mit dem einen Ende am Himmel, während das andere just am Fusse des rotrückigen Berges blieb und baute sich so einen Pfad zur Erde. Als er aus dem Dampf auftauchte, der den Regenbogen wie eine Wolke umgab, entdeckte er die Wohnung Vairaumatis, der schönen Herrin des Hauses, und sie wurde seine Frau. (210).

Das Folgende wird wieder übereinstimmend berichtet. Oro war von seiner neuen Gemahlin entzückt und versäumte keinen Abend, auf dem Regenbogen zur Erde herabzusteigen. Seine Abwesenheit vom Himmel (terai) fiel aber seinen Brüdern *Orotetefa* und *Urutetefa* auf. Sie machten sich daher auf, ihn zu suchen. Sie stiegen mit Hilfe des Regenbogens herab, erreichten die Erde am Fusse des rotrückigen Berges und fanden (nach Moerenhout erst nach langem Suchen auf den verschiedenen Inseln, nach Ellis bald) Oro mit seiner Gemahlin (nach Moerenhout im Schatten eines heiligen Baumes, nach Ellis im

Hause Vairaumatis). Sie waren von der Schönheit der Frau betroffen und da sie sich schämten, dem Paare ohne Geschenke zu nahen, verwandelte sich der eine von ihnen in ein Schwein und rote Federn (uru); diese Geschenke bot der andere Oro und seiner Gemalin als Glückwunschgabe. Oro und seine Frau waren sehr angetan davon. Das Schwein und die roten Federn blieben, aber der Bruder gewann seine ursprüngliche Gestalt zurück (211). Nach Moerenhout verwandelte sich der eine von den Brüdern in ein Schwein, der andere in rote Federn und beide verwandelten sich dann zurück, während die Geschenke blieben. Diese boten sie Oro (212).

Ein solches Zeichen von Aufmerksamkeit schien Oro einen Ausdruck seines Lobes zu erfordern. Er machte daher Orotetefa und Urutetefa zu Göttern (denn sie waren nicht seine wirklichen Brüder, sondern von Taaroa erschaffen, orioi, nicht erzeugt, und mit Hilfe Hinas erzogen (213)) und ernannte sie zu Arioi, indem er sagte: Ei Arioi orua i ie ao nei, ia nuaata orua tuhaa, was Ellis übersetzt: "Be you two Areois in this world, that you may love your portion (in "the government, etc.)". Zur Erinnerung an die Geschichte von dem Schwein und den Federn trugen die Arioi bei allen taupiti (Volksfesten) und öffentlichen Gelegenheiten ein junges Schwein zum Marae, erwürgten es, banden es in ahu haio (ein loses, offenes Kleidungsstück) und legten es auf dem Altar nieder. Ebenso boten sie rote Federn, uru maru no te Arioi genannt, die schattigen Federn der Arioi oder die roten Federn der Gesellschaft der Arioi (214).

Moerenhout kennt dieses Detail nicht, aber er hat eine andere Variante, die sehr wichtig ist:

Das Schwein, das Orotetefa und Urutetefa dem Oro schenkten warf noch in derselben Nacht sieben Junge, welche folgendermassen eingeteilt wurden:

Buaa te vaa ou,	Schwein zum Opfer für die Götter;
buaa maro uru te Areois,	*Schwein des roten Gürtels der Arioi*;
buaa te hare roa,	Schwein für die Fremden oder Gäste ("étrangers ou convives");
buaa fature no te vaihine,	Schwein für die Feste zu Ehren der Liebe;
te vai buaa,	zwei Schweine zur Vermehrung der Art;
tei te fatu bua aa iho,	Schwein des Hauses oder um gegessen zu werden.

Zu dieser Zeit fühlte Vairaumati sich schwanger und sagte es Oro. Der Gott nahm sogleich das zweite Schwein, buaa maro uru und begab sich nach Raiatea zum grossen Marae oder vapoa-Tempel (Opoa). Dort fand er einen Mann namens Mahi. Dem gab er das Schwein und sagte zu ihm:

Mau maitai tenai buaa,	Nimm dieses Schwein und hüte es wohl;
buaa Areois, buaa ra,	das Schwein der Arioi, das heilige Schwein;
buaa no te maro uru ei Areois,	das Schwein des roten Gürtels, sei (oder: ich mache dich zum) Arioi;
Oe i ie ao uei fanau tana,	*auf dieser Welt bin ich Vater*;
vau iho te Areois,	*und kann nicht mehr Arioi sein.*

Mahi ging zum Häuptling von Raiatea und erzählte ihm, was ihm begegnet war. Und da er diese heiligen Dinge nur behalten durfte, wenn er mindestens Freund eines Häuptlings war, sagte er zu ihm:

Te oa nau opoi no oe te,	Mein Name wird der deine sein;
oa no oe pomai uau,	und dein Name wird der meine sein.

Der Häuptling nahm das an, und sie nahmen gemeinsam den Namen *Taramanini* an.

Man erzählt auch, dass Oro bei seiner Rückkehr zu Vairaumati ihr erklärte, sie würde von einem Knaben entbunden werden, der Hu tabu te rai (Heiliger Himmelsfreund) heissen würde; was ihn selber beträfe, so sei seine Zeit gekommen, er müsse sie verlassen. Darauf verwandelte er sich in eine ungeheure Feuersäule und erhob sich majestätisch in die Luft bis über den Pirirre, den höchsten Berg von Borabora, wo ihn die weinende Gattin und das von Staunen ergriffene Volk aus den Augen verloren. Endlich wird erzählt, dass sein Sohn Oa tabu te rai ein grosser Häuptling wurde, der, infolge seiner Macht ("par son ascendant") über seinen Vater und die anderen Götter den Menschen viel Gutes tat und sie von zahlreichen Übeln befreite, und dass er nach seinem Tode zu seinem Vater nach Teraituetai (dem himmlischen Wohnsitz) kam, wohin Oro auch Vairaumati erhob, die den Rang einer Göttin erhielt (215).

Ellis erzählt die Geburt Hoa-tabu-i-terai's ("friend, sacred to the heavens") gleich nachdem er Oros und Vairaumatis Bund berichtet hat (216).

Nach Ellis wären also Orotetefa und Urutetefa die ersten Arioi gewesen. Eine andere Überlieferung, die de Bovis festgehalten hat, macht *Orotetefa* zum irdischen Begründer der Gesellschaft, während sie Oro garnicht erwähnt. Nach ihr stammte Orotetefa aus der Familie Marotea (gelber Federgürtel), der Begründerin des Marae von Vaiotea auf Borabora. Er soll ein varu aino (ein böser Geist) gewesen sein (man erkennt in dieser Bezeichnung die christlich gewordenen Gewährsleute de Bovis'), gab sich also wohl als von einem Gott inspiriert aus (217). Es ist nicht ausgeschlossen, dass wir in diesem Mann eine historische Persönlichkeit vor uns haben, den Erfinder der Stiftungsmythen, oder doch wesentlicher Teile von ihr, und den Stifter des Ordens. In diesem Falle ist die Überlieferung von seiner Besessenheit besonders interessant. Wahrscheinlich hat sich dann dieser Person aber wieder die Mythe bemächtigt, die Erfindung eines Bruders Urutetefa u.a. Beide lebten im Zölibat und waren infolgedessen ohne Nachkommenschaft. Sie verlangten darum auch von ihren Verehrern, obwohl sie sie nicht zum Zölibat zwangen, dass sie kinderlos seien. Daher mussten die Arioi ihre Kinder töten (218).

Es folgt bei beiden Autoren die Schilderung der sieben, acht oder zwölf Abteilungen, in die die Arioi eingeteilt war. (Siehe oben.)

Beide Versionen zeigen einige bemerkenswerte Unterschiede. In der einen (Moerenhout) sucht der Gott selber mit Hilfe seiner Schwestern Teuri und Oaaoa nach seiner Braut, und die Schwestern werben für den Bruder um sie. In der anderen (Ellis) sind es Oro's Brüder Tufarapainuu und Tufarapairai, die für ihn auf die Brautsuche gehen, aber er wirbt selbst, oder vielmehr, es heisst einfach: sie wurde seine Frau. Im einen Falle (Ellis) treffen Orotetefa und Urutetefa die Vermählten im Hause Vairaumatis, im anderen unter einem heiligen Baum.

Heilige Bäume oder Haine sind ein allgemeiner polynesischer Zug. Auf Neuseeland pflegte man die Nabelschnur zu vergraben und an gleicher Stelle ein Bäumchen zu pflanzen, dessen Gedeihen mit dem des Kindes eng zusammenhing. Nach Handy vertraten die polynesischen Denker eine dualistische Philosophie, in der Licht, Leben, Bäume (!) Geheimwissenschaft (!), Osten, Tag und die starke, rechte Seite des Mannes das aktive, männliche Prinzip vertraten, Dunkelheit, Tod, Unkenntnis, Westen, Nacht und die schwache linke Körperhälfte das passive, weibliche Prinzip (219).

Wichtiger sind die Unterschiede in der Erzählung der Stiftungsmythe. Nach der einen

Version (Ellis) ist Oro einfach erfreut über das Hochzeitsgeschenk der beiden Brüder und macht sie daher zu Göttern ("seid Arioi auf dieser Welt", d.h. doch wohl: *seid Götter* schon im *Diesseits*; oder: bleibt *auf der Erde,* aber *als Götter*). Weiter berichtet diese Variante, Orotetefa und Urutetefa seien im Zölibat gewesen, und hätten daher auch von ihren Nachfolgern den Verzicht auf Nachkommenschaft gefordert. Man hat daraus auch den Schluss gezogen, dass den ersten Arioi Zölibat vorgeschrieben war, dass man sich aber später mit der Forderung des Verzichts auf Nachkommenschaft begnügte. Eine solche Entwicklung lässt sich m. E. nicht nachweisen, weil wir nach den vorliegenden Berichten nicht entscheiden können, ob der Sinn der alten Überlieferung war, dass Orotetefa und Urutetefa keusch oder dass sie ehelos bleiben mussten, was ja nicht ganz dasselbe ist. Dagegen ist wohl denkbar, dass Oro den Verzicht der beiden auf Nachwuchs zur Bedingung ihrer Erhebung zum Rang der Götter machte; diese Bedingung könnte entweder eine stillschweigende gewesen oder in der Überlieferung verloren gegangen sein.

Vor ihrer Ausfahrt errichteten die Arioi zwei temporäre Maraes für ihre Schutzgottheiten auf ihren Booten; diese bestanden aus je einem Stein und roten Federn, die vom Bilde Oros aus Oros Marae entnommen waren: was Orotetefa und Urutetefa *sind*, sind sie *kraft* Oros.

Die andere Version (Moerenhout) ist jedenfalls die tiefere, wenn man will, die „ältere". Oros und Vairaumatis Liebesbund ist nicht als unfruchtbar gedacht, worauf schon hinweist, dass die Brüder sie unter einem heiligen Baume antreffen, ferner, dass das Schwein, das die Brüder dem Gatten schenken, noch in derselben Nacht sieben Junge wirft. Von diesen ist das zweite das Schwein des roten Gürtels der Arioi (die anderen sind teils für Opfer, teils für die Hauswirtschaft, für Gäste, sowie für die Vermehrung bestimmt). Als Oro erfährt, dass er Vater ist, nimmt er das zweite Schwein, übergibt es auf dem Marae von Opoa (Raiatea) dem Mahi und ernennt ihn zum Arioi: *ich selbst bin Vater, also kann ich nicht mehr Arioi sein* (d.h.: *nicht mehr Gott auf Erden*!). Als Feuersäule fährt er in dem Himmel zurück.

In dieser Erzählung können wir zugleich eine mythologische Spiegelung des Brauchs sehen, dass ein Häuptling, sobald er Vater wurde, offiziell „abdanken", d.h. seine Würde an seinen Sohn abtreten musste (s. w. u.).

Der Sinn ist klar: dadurch, dass Oro auf die Erde herniedersteigt und sich mit einem irdischen Weibe vereinigt, büsst er zwar nicht seine Göttlichkeit ein: er ist Arioi, d. h. Gott auf Erden, — aber nur solange, wie er kinderlos ist. Sobald er Vater ist, kann er nicht mehr Arioi sein. Er überträgt seine Würde auf einen anderen und kehrt in seine himmlische Heimat zurück.

Frazer nimmt die beiden Schutzgottheiten Orotetefa und Urutetefa zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung. Nach ihm sind beide als Zwillinge aufzufassen, denen man häufig gleiche oder ähnliche Namen gäbe (220). Auf der ganzen Welt ist die Sitte verbreitet, Zwillinge zu töten. Bei vielen Völkern traue man ihnen aber auch grosse Macht zu, mehr, als gewöhnliche Menschen haben. Bei den Fang in Kamerun darf ein Zwillingskind keinen Regenbogen sehen. Das deutet daraufhin, dass Zwillinge etwas mit den Himmel zu tun haben; wie ja auch Orotetefa und Urutetefa auf einem Regenbogen zur Erde herabsteigen. Zwillinge gelten ferner in Afrika als mit fruchtbringenden Kräften ausgestattet, befähigt, Pflanzen und Tiere zu vermehren. Allerdings verfällt hier Frazer in den alten (auch von Westermarck so viel begangenen) Fehler, wahllos Beispiele aus aller Welt aus ihrem

kulturell-geistigen Zusammenhang zu lösen und als "Belege" für irgend eine Ansicht zu präsentieren. In Liberia bei den Kpelle existiert eine geheime Gesellschaft von Zwillingen (221).

Das Zwillingsmotiv könnte allerdings nur eine spätere Anleimung sein, da eine bestimmte Überlieferung (nämlich die, welche DE BOVIS sich diktieren liess) nur von Orotetefa als dem Begründer der Gesellschaft spricht (222).

Wir müssen noch beim *roten Federgürtel* der Arioi verweilen. Die "Bilder" der höheren Gottheiten waren bei den Polynesiern ausserordentlich primitiv und roh gearbeitet, während man auf die der Tii oder Ahnengeister viel grösseren Wert lege. Der Grund dafür liegt vielleicht darin, dass die Bilder gar nicht die wahren Embleme der Götter waren; auf Tahiti waren sie nur die Tabernakel, wo man die Dinge niederlegte, die in Wahrheit die Götter repräsentierten. Unter diesen Dingen nahm der maro uru oder *rote Federgürtel* eine besondere Stelle ein (223).

Rote Federn standen in hoher Gunst bei den Tahitiern. Dabei scheint schliesslich ästhetisches Wohlgefallen eine grössere Rolle gespielt zu haben als die magische Bedeutung. Und doch ist auch diese unbezweifelbar. In ganz Polynesien galten die Lenden als Sitz der Zeugungskraft. "For a people who makes generation, operative through sexual union, universal principle of their natural philosophy, it was inevitable that a special significance should be attributed to the human organs of generation. The belief in the sacred and psychically potent nature of the loins and genitals may be illustrated from all parts of Polynesia" (224). Die Symbolik schloss aber vor allem auch männlich-kriegerische Fähigkeiten mit ein. Auf Niuë nannte man einen neugeborenen Knaben "Frucht des Kriegsgürtels". Nirgends aber hatte der Gürtel eine solche Bedeutung wie auf den Inseln Tahiti, Raiatea und Borabora — also den Heimatinseln der Arioi. Hier trat er auf als *maro ura* (roter oder heiliger Gürtel) und *maro tea* (gelber Gürtel). Beide waren die Embleme göttlicher Abstammung und der rote Federgürtel spielte, wie schon erwähnt, eine grosse Rolle bei der Grosshäuptlingsinvestitur (225). Gelb war die Farbe der marquesanischen Kaioi (Rot fiel hier wahrscheinlich darum weg, weil anstelle Oros Maui trat), Gelb und Rot die Farben der Arioi: Rot war die Farbe Oros (226), Gelb die Orotetefas (227); der "König" der Arioi hiess Arii Maroura (228). Rot bemalten sich die Arioi bei Festen die Gesichter; gelbe Gürtel aus ti-Blättern trugen sie manchmal oder auch Kleidungsstücke aus anderen gelben Blättern. Ein Kranz von leuchtend gelben und roten Blättern bedeckte das Haar (229).

Oro galt zur Entdeckungszeit als der populäre Kriegsgott. Es scheint aber, dass seine Bedeutung grosse geschichtliche Wandlungen durchmachte, und dass er zu Tahiti allerlei Funktionen übernahm, die anderwärts, auf Hawaii, den Marquesas und anderen Inseln anderen Göttern oder Heroen (Rongo, Maui) zugeschrieben wurden. Sein Kult stammte aus *Opoa* auf Raiatea, wo ihm das berühmte Marae *Taputapuatea* eigen war. HANDY bringt ura (rot) in etymologischen Zusammenhang mit Oro. Die Büschel roter Federn, die man aut den Gesellschaftsinseln als Talismane zu verwenden pflegte, hiessen orooro. Von Raiatea kam Oros Kult (wohl in Verbindung mit der Arioi-Institution, vielleicht in Zusammenhang mit kriegerischer Eroberung (230)) nach Tahiti und wurde dort so mächtig, dass er schon in voreuropäischer Zeit den Kult Taaroas und Tanes, der Schutzgötter der führenden Familien, in den Hintergrund drängte. Dort gewann er den Charakter eines wilden Kriegsgottes aber auch, in Verbindung mit den Arioi-Mysterien, eines Fruchtbarkeitsgottes, dem man die ersten Früchte der Ernte opferte (231). In ihm war das Männliche — Zeugungsfähigkeit, Kriegstüchtigkeit — ganz komplex verdichtet und erlebt; der heilige Gürtel war

ein Teil seiner Kraft. Die Absicht der Investitur des Oberhäuptlings durch den Priester war, ihn und durch ihn sein Land und Volk mit dem Mana des Gottes auszustatten (232).

Oro ist auch der Beherrscher der Seelen nach dem Tode [1]), er residierte in der Unterwelt (Po), frass die Toten und entliess sie geläutert in das Paradies rohutu noa noa (234). Waitz möchte von hier aus die ganze Ideologie der Institution klären: "Alle Einrichtungen der Areoi beruhten eigentlich nur auf einem strengeren Tabu: dafür waren sie nach dem Tode von allen Strafen und Läuterungen frei. Und darin liegt der Schlüssel für das Ganze: Die Gesellschaft entstand ursprünglich aus solchen, welche durch strenge Devotion gegen den Beherrscher der Seelen schon zu Lebzeiten diesen für sich gewannen, sich selber heiligten und daher nach dem Tode für ihr verdienstliches Leben die grössere Seligkeit erlangten" (235).

Moerenhout (236) und Rivers (237) machen Oro geradezu zum tahitischen Sonnengott. Das ist aber unwahrscheinlich. Weit verbreitet in Polynesien, besonders in Neuseeland war die Mythe, dass Himmel und Erde ursprünglich aufeinander lagen als Mann und Weib (Rangi und Papa, die Ahnen des Göttergeschlechtes) und erst durch den Sonnenhelden Maui (auf Neuseeland durch den Wald- und Baumgott Tane) auseinander gedrängt wurden. Dieser riss den Himmel empor und trennte ihn dadurch von der Erde. So kam Licht und Leben in die Welt, erst jetzt konnten die Kinder der Götter ihr Schöpfungswerk beginnen (238). Der Sinn des Mythos ist klar: erst die aufgehende Sonne trennt Himmel und Erde. Schon darum kann Oro nicht einfach dem Sonnenhelden entsprechen, denn er lässt sich ja jeden Abend vom Himmel herab, um sich mit der Erde (Vairaumati) zu vereinigen, kehrt aber vor Tagesanbruch zum Himmel zurück.

Handy hat den Mythos von der Trennung von Himmel und Erde zu einem seiner Ausgangspunkte für seine dualistische Theorie der polynesischen Religion gemacht. Er berücksichtigt dabei nicht genügend die soziologischen Faktoren. Nach einer anderen Version (Hawaii) der Papa-Mythe vermählt sich die einheimische Fürstin Papa mit dem aus der Fremde kommenden Wakea: Himmel und Erde, die dann von den Göttern nur mit den grössten Anstrengungen getrennt werden können (239). Ein Dualismus, wie Handy ihn schildert, in dem der Himmel und das Männliche das höhere, die Erde und das Weibliche das niedere Prinzip darstellen, wird zweifellos begünstigt (wenn auch nicht gerade geschaffen), wenn eine Rasse von Eroberern, die selber keine Frauen mit sich führen, fremdes Land besiedelten und sich fremde Frauen nahmen, die sie als rassisch inferior empfinden. Erst jetzt — durch ethnische Schichtung und mancherlei psychische Wirkungen, die damit in Zusammenhang stehen, wird die Welt problematisch; erst jetzt kann eine Mythologie und Theogonie wie die polynesische entstehen. Jetzt erst wird auch Geschlechtliches problematisch. Die Idee von der Sündhaftigkeit des Geschlechtlichen kann jetzt Fuss fassen —, allerdings nur, wenn entsprechende Dispositionen da sind, denn die Idee von der Inferiorität des Weiblichen kann sich aus sich selbt heraus nicht nähren, da Rassenunterschiede, auch innerhalb der Adelskaste, durch Mischung mit den einheimischen Frauen schnell verschwinden.

---

1) „Als Kriegsgott (tötend und belebend) und ola (Lautbares) bezeichnet das Leben, als Wiederherstellung von Krankheit (in Hawaii), wie olo Klagelaut (bis zur Auferstehung)". Ich gebe dieses Aperçu von Bastian (233) ohne Kommentar, den der Linguist geben muss.

Auf der ganzen Erde treffen wir auf das merkwürdige Phänomen, das zwar überall die Institution der Ehe hoch gewertet wird, dass aber (oft gleichzeitig) Ehelosigkeit noch höher im Kurs steht. Vor allem von Leuten, die religiöse und magische Riten zu vollziehen haben, wird Enthaltsamkeit oft gefordert (240). Alt-Amerika kannte Vestalinnen so gut wie Rom, während von griechischen Priesterinnen höchstens für die Zeit ihrer Priesterschaft Keuschheit gefordert wurde (241). Spezifisch indisch scheint der Gedankengang "Ehelosigkeit aus Weisheit" zu sein. Indien ist wahrscheinlich das Stammland der Polynesier. Diese selber nun waren bestimmt schlechte Asketen, und doch treffen wir bei ihnen — im Zusammenhang der Tabu-Vorstellungen — auf bestimmte zölibatäre Vorschriften für Priester. Die Missionare Tyerman und Bennet trafen im Jahre 1822 auf Huahine einen berühmten Priester des Tane, der durch sein Amt so heilig geworden war, dass alles, was er anfasste, tabu wurde. Er durfte darum nicht heiraten, weil kein sterbliches Weib würdig war, seine Frau zu werden (242). Auch auf einigen der Marquesas-Inseln scheint Ehelosigkeit für die Stammesinspirationspriester vorgeschrieben gewesen zu sein (243). Bei den Tohue, einem Maori-Stamm, war die älteste Tochter eines Häuptlings puhi, d. h. tapu; sie durfte weder mit einem Manne verkehren, noch Arbeit tun, andernfalls verlor sie die Achtung und Ehre, die man ihr zollte (244).

Nun ist offizielle Ehelosigkeit noch nicht Keuschheit, und wenn ein späterer Autor über die Arioi diese mit den Priestern des Bacchus und der Kybele verglich, die sich nicht mit Nachkommenschaft beladen durften, im übrigen aber ihren zügellosen Wünschen freien Lauf liessen, so mag er nicht so unrecht gehabt haben (245). Entscheidend aber ist die soziale Wertung der Enthaltsamkeit. Als die katholischen Missionare Laval und Caret sich 1835 bemühten, von den Mangareva-Inseln aus in der Südsee Fuss zu fassen und die protestantischen Missionare aus Tahiti zu verdrängen, fanden sie in ihrem Zölibat eine wertvolle Stütze. Sie belehrten die Einwohner schleunigst, dass sie keine Frauen hatten, weil wahre Missionare keine besässen, und fanden damit grossen Anklang (246). Vor allem in den Überlieferungen der Maori scheint manches zu sein, was auf eine "ambivalente" Einstellung zur Geschlechtlichkeit schliessen lässt [1]). Die tahitischen Missionare waren überrascht, bei Eingeborenen Verständnis für den christlichen Sündenbegriff zu finden (248). "We have been surprised to see the readiness with which they have given their assent to some doctrines: — Such as the depravity of the human heart — that man, as a sinner, is obnoxious to the wrath of God — that there must be an atonement for sin, or else men cannot escape beeing punished".

Es gab bekanntlich ganze Sekten, welche Enthaltsamkeit lobten und die Ehe verachteten, so die Essener (249). Auch die russische Kastratensekte der Skopzen ist hier zu nennen.

Allerdings müssen wir im Auge behalten, dass die Arioi das Gegenteil von enthaltsam waren. Aber in der religiös-mythologischen Überbauung scheint ein asketisches Element zu

---

1) Diese Ambivalenz ist wohl ein allgemein-menschlicher Speziescharakter, scheint aber im Falle der Polynesier eine rassische Sonderentwicklung erfahren zu haben. Die soziale und historische Bedingtheit der Tabus spricht nicht dagegen, denn Erbanlagen gewinnen ihren rassischen Charakter nicht „auf eigene Faust", sondern im gesamtgeschichtlichen Zusammenhang (247). Ich glaube damit nicht mehr gesagt zu haben, als sich nach den missglückten (aber im Kern berechtigten) Versuchen von Freud (Totem und Tabu) verantworten lässt.

stecken (Orotetefa und Urutetefa). Es mag sich dabei um eine verloren gegangene Wertung handeln.

Wir erinnern uns wieder daran, dass die Arioi nach Moerenhout ganz den Charakter einer Mysterien-Religion hatte, mit stark betontem Jenseitsglauben. Die Arioi stellten den Priester von Romatane, der den Schlüssel zum Paradiese *Rohutu noa noa* haben sollte. Bei den Leichenfeierlichkeiten folgte dieser Priester dem Priester des Oro und sandte sein Gebet an Urutaetae, der die Geister der verstorbenen Arioi und anderer hochgestellter Personen ins Jenseits führte (250). Nach Bastian hatten Tahiti und Raiatea ihre besonderen Rohutu. In Raiatea lag es nahe dem Berge Tamahane. Der Himmel hatte zehn Schichten, und bis zur obersten Schicht stiegen die Arioi auf (251). Ellis kennt nur das Rohutu von Raiatea, das nahe dem hohen Berge Temehani una una in der Nähe von Hamaniino liegt, unsichtbar für sterbliche Augen und hoch in der Luft (reva). Das Rohutu stellte man sich als eine Art von mohammedanischem Paradies vor. Es war das lieblichste und entzückendste Land, blumengeschmückt und herrlich duftend, die Luft rein und gesund. Alle Arten von Freuden konnte man geniessen, die köstlichsten Früchte standen bereit, ein Fest folgte dem anderen. Treffliche Jünglinge und Mädchen, purotu anae, bewohnten es, alle Vollkommenheit war hier zu finden. Diese Ehren gab es aber nur für die privilegierten Klassen, die Arioi und die Häuptlinge, welche die Priester für die Überfahrt bezahlen konnten. Das gemeine Volk konnte nicht daran denken und dachte auch nicht daran, sich ein solches Jenseits zu verschaffen. Der irdische Rangunterschied wiederholte sich im Jenseits. Wer hier Häuptling gewesen war, war es auch dort. Einmal ein Arioi, dann für immer ein Arioi (252). Dasselbe Leben in Vergnügen und Verzärtelung, verbunden mit den unnatürlichen Verbrechen, welche die Schutzgottheiten der Arioi durch ihr Beispiel sanktionierten (?), gab es auch dort (253).

Dass die Institution der Arioi ihren Mitgliedern das Jenseits sichern wollte, wurde bereits von Waitz vermutet. Die Vermutung liegt nahe, dass der Verzicht auf Nachkommenschaft ein Mittel dazu sein sollte [1]).

Die Kindstötung: Religiöse und magische Motivierungen.

Mit dem Gedankengang: Verzicht auf Ehe, bezw. Nachkommenschaft als Mittel, sich das Jenseits zu sichern, kommen wir den realen Motiven des Kindermordes der Arioi schon erheblich näher. v. d. Steinen hat diese magische Motivierung geradezu ins Religiöse übertrieben, wenn er sagt: "Die Mitglieder rechneten sich die Kinderlosigkeit als ein dem Oro gefälliges Verdienst an, sie *versagten sich* die Kinder!" (254). Kindermord aus magischen und vielleicht auch religiösen Motiven ist keine Seltenheit gewesen, zur Abwendung von Kriegsnot, Hungersnot, Krankheit, aber auch regelmässig-institutionell, um von den Göttern Früchte oder Wild zu erhalten (255). Manchmal scheint der Gedanke der Stellvertretung dabei eine Rolle zu spielen oder doch, dass die Aufopferung eines Teiles des eigenen Wesens den Göttern wohlgefällig sein möge. So wie man Teile des eigenen Leibes, sein Blut, Haar, ein Fingerglied als Ausdruck einer Opferidee hingab, so hätte man auch seine Kinder als

---

1) Geschlechtslosigkeit als Mittel, die Pforten des Himmels zu öffnen, ist ein Gedanke, der sich bei Tertullian findet (de monogamia 3, Ausg. Oehler, Leipzig 1853, Bd. I, S. 763). „Der Herr selber öffnet die Königreiche des Himmels den Eunuchen".

Teil seines Wesens geopfert. Wir erinnern uns dabei daran, dass die Arioi bei ihren taupiti ein Ferkel auf dem Altar des Marae erwürgten (256), eine Handlung, die uns als Opferhandlung allerdings am verständlichsten wäre, wenn sie als Ersatz der Kinderopferung gedient hätte (so wie noch heute in katholischen Gegenden ein Kranker die wächserne Nachbildung eines leidenden Körperteils auf dem Altar eines Heiligen niederlegt (257). So aber werden wir das Ferkelopfer der Arioi — trotz der weit getriebenen Symbolik in der Mythologie — nicht als Stellvertretungsopfer auffassen, ohne seinen symbolischen Charakter abzustreiten.

Kinderopferung ist auch in Polynesien bekannt. Kriegsgefangene Kinder wurden auf Raiatea in Erdöfen geröstet und verspeist (258). Wichtiger ist, dass man Kinder auf den Stufen der Maraes zerschmetterte, als Nahrung für die darunter befindlichen Seelen der Abgeschiedenen (259). Die bei der Geburt erwürgten Kinder Vornehmer (also wohl auch die der Arioi) mindestens der vornehmen) ebenso wie Geopferte oder im Kriege Erschlagene wurden im Marae beigesetzt (260).

Wenn wir den Kindermord der Arioi im Zusammenhang mit ihrem Jenseitsglauben betrachten, werden wir gut tun, uns an die Herkunft der Geheimkulte aus Initiationsriten zu erinnern. Vor allem in afrikanischen Initiationsriten spielt der Gedanke des Todes und der Wiedergeburt eine bedeutende Rolle. Gechlechtliche Reife wird nicht als ein allmählicher Prozess angesehen, der die Persönlichkeit allmählich umwandelt, sondern als etwas vollkommen Neues. Dies kommt in Symbolhandlungen zum Ausdruck, wie Wegspringen über ein Feuer, aber auch in der Verleihung eines neuen Namens. (Auch die Arioi erhielten ja nach dem Noviziat einen neuen Namen). Es ist ein Stirb-und Werde-Vorgang. Beim „Werde" muss man magisch nachhelfen, damit die Kraft zur Zeugung und Fortpflanzung zustande kommt, und man muss sie magisch vor bösen Kräften schützen (261). Man hat diesen Gedankengang geradezu auf die Formel gebracht: der Zeugungsakt, die Geschlechtlichkeit als solche würde zum Tode führen. Es bedarf also zur Regeneration oder Bewahrung magischer Aufkunftsmittel. Uralt in der Dichtung der Menschheit ist das Motiv "Liebe und Tod", — und nicht nur in der Dichtung, sonderen auch im realen Leben, wo — pathologischen Fällen — akute Verliebtheit zur „Kurzschlusshandlung" des Doppelselbstmordes führt, "eine phylogenetisch uralte Affektanostomose" wie Kretschmer sie bezeichnet (262).

Von hier aus kann der Weg zum Opfer oder Verzichtgedanken führen, wenn sonstige Faktoren hinzutreten. Im deutschen Volksmärchen vom getreuen Johannes spricht das steinerne Bild, in das der treue Johannes verwandelt wurde, zum König: Wenn du mit deiner eigenen Hand deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blute, bestreichst, so erhalte ich das Leben wieder".

Ein erstes "Motivbündel" können wir herstellen, wenn wir mit der Jenseits-oder Wiedergeburtsspekulation die Tabuvorstellungen zusammenhalten. Die niedrigere Stellung der Frau war ein Grund für die Tabuierung des Kindes. Die Frucht einer Verbindung zwischen einem Arioi, der ja göttlich war und einem Weibe (das ja als "noa", gewöhnlich, galt) war selber tabu ("also Eigentum der Götter" fügen Waitz (263) und Hambruch (264) hinzu), durfte also nicht leben bleiben. Wieweit dieser Gedanke eine moralische Ideologie erhielt, wieweit man sich den Mord der Kinder als Verdienst anrechnete und sie sich versagte (265), also nicht nur *auf*-opferte, sondern *opferte*, werden wir noch sehen. Waitz begleitet die Opferidee mit einem "vielleicht". Die Eltern hätten danach durch die Opferung der Kinder um so leichter die Aufnahme in das duftende Paradies erreicht, "wo sie ihre

Kinder wiederfanden" (266). Es ist richtig, dass man einer solchen Opferidee eine "einfache Logik" (Steinen) nicht absprechen kann [1]).

Gewisse Anzeichen sprechen dafür, dass die Erzeugung von Kindern durch einen Arioi oder auch durch einen Vornehmen schlechthin geradezu als Tabubruch aufgefasst werden konnte. Auch hier werden wir den Dualismus der polynesischen Weltanschauung, die Überzeugung von der Minderwertigkeit des Weibes, die ihrerseits wieder auf ursprüngliche Rassengegensätze und ethnische Überlagerungen zurückgeht, zum Ausgangspunkt nehmen. Bekannt ist, dass tahitische Häuptlinge, sowie sie Väter wurden, ihre Würde offiziell an ihren Sohn abgeben, also "abdanken" und einen neuen Namen annehmen mussten (267). Sie gingen damit einfach ihrer Würde verlustig, das Tabu übertrug sich auf den Sohn. Natürlich behielten sie de facto ihre Machtstellung noch lange, galten aber doch auch wieder als entwürdigt (268). Man kann sich denken, dass mancher mächtige Adlige dazu keine Lust hatte, und seine Autorität lieber in seinem eigenen Namen als in dem seines Sohnes geltend machte. Die Arioi fing solche Tendenzen ab, indem sie den Kindermord sanktionierte und ihren Mitgliedern die Tabuierung und alle damit verknüpften Privilegien auf Lebenszeit, ja darüber hinaus sicherte [2]).

Interessant ist auch Folgendes: auf den Gesellschafts-Inseln mussten sich Häuptlinge und Oberhäuptlinge, die ausserhalb ihres eigenen Grundes und Bodens reisten, von ihren Bedienten tragen lassen (269). Sie durften fremden Boden nicht mit den Füssen berühren, sonst wurde er tabu und hätte dann ihnen gehört. Diese Massregel dauerte etwa bis zum 18. bis 20. Lebensjahre eines Oberhauptes (271), „doch wohl, weil er dann wieder Vater wurde und sich diese Tabus auf den Erstgeborenen übertrugen" (272). Der Arioi aber blieb immer tabu. Damit verbanden sich nicht nur zahlreiche Vorrechte, sondern auch gewisse Beschränkungen, die vielleicht „lästig" sein mochten, aber Ehre einbrachten und den Geltungsdrang in hohem Masse befriedigten. So mussten sich die Häupter der Arioi füttern lassen (273).

Prüfen wir an solchen Überlegungen die religiösen Motive, so gewinnen diese schon mehr den Charakter eines "Überbaues". Es kann kein Zweifel sein, dass die Aussicht, göttliche Ehren zu geniessen, eine riesige Anziehungskraft ausüben musste. Die Arioi galten als "besessen" im wahrsten Sinne des Wortes von den Göttern. (274). Eine überschwänglich hohe Meinung des Adels von sich selbst findet sich in ganz Polynesien und auch in Mikronesien (275). Aber spezifisch tahitisch — in Verbindung mit der Arioi — ist die Kinderarmut als Standesabzeichen. Innerhalb der Arioi war es einfach eine Profanierung, ein Verbrechen, Vater oder Mutter zu werden. Natürlich konnte eine Mutter das Kind leben lassen, wenn sie jemanden fand, der als Vater für es eintrat: "Allein der Mann sowohl als die Frauensperson werden dieser Handlung wegen dafür angesehen, *als hätten*

1) Sie wäre ähnlich wie die eines Rahui, das einem Feste voranging. Wir versagen uns jetzt viele Leckerbissen, wir beobachten das Tabu, das auf Früchte und Schweine gelegt ist. Wenn nächstens das Fest ist, können wir uns ja gründlich regalieren.

2) Erwähnt werden mag auch, dass man manchmal Kinder opferte, um einen Tabubruch zu sühnen. So hatte auf Tonga einmal ein Mann namens Palawali ein Asyltabu verletzt, indem er einen Feind, der sich an einen tabuierten Platz geflüchtet hatte, niederhieb. Der Priester forderte zur Sühne die Opferung eines Kindes. Mariner fügt hinzu: „On such occasions, the child of a male chief is always chosen as being worthier than others, and a child by an inferior female attendant, because it is not a chief; only those children being chiefs, whose mothers are chiefs" (270).

sie sich einander zu einer gegenseitigen Leibeigenschaft überlassen; sie werden aus der bisherigen Gemeinschaft verstossen (d.h. doch wohl: sie isolierten sich durch das Vater- oder Mutterwerden automatisch), und haben alle Ansprüche auf die Vorrechte und Vergnügungen des Arreoy in Zukunft verwirkt" (276). Diese Mitteilungen, die mit zu den ältesten gehören, die wir über die Arioi besitzen, vermitteln uns einen starken Eindruck von der gesellschaftlichen "Unmöglichkeit" der Elternschaft.

Die religiöse Ideologie der Arioi kommt vielleicht am schönsten darin zum Ausdruck, dass sich die höhergestellten Mitglieder beschenken, so wie man Götter beschenkt. Sie selber sind Götter, und indem sie *sich* beschenken, beschenken sie *Götter*.

Bei zahlreichen Völkern, meistens Ackerbauern, findet sich die Sitte der *Erstlingsgaben*. Westermarck ist geneigt, die im zweiten und vierten Buch Mose niedergelegte Regel, dass alle Erstlinge von Mensch und Tier dem Herrn gehören, dass aber die menschlichen Erstgeborenen ablössbar seien, dahin zu deuten, dass die alten Hebräer einstmals nicht nur Tiererstlinge, sondern auch die erstgeborenen Kinder zu opfern pflegten (277). Wesentlicher sind für uns die Erstlingsgaben von ausgesprochenen Ackerbauvölkern. Steinen möchte von hier aus ja die Institution der Kaioi überhaupt erklären: die Arioi versagten sich Kinder (278). In ganz Polynesien weihte man die ersten Früchte der Ernte, aber auch neue Dinge überhaupt den Göttern. Die Ernte galt als tabu, bis die Götter ihren Anteil hatten [1]). Dann war sie noa, d. h. gemein, verfügbar zum gemeinen Nutzen (280). Zur Zeit der Erstlinge wurden alle Fehden eingestellt (281). Der Krieg war tabu (282). Alle ersten Dinge und Geschöpfe galten als Götter (283), die ersten Früchte, im Kiege der erste gefallene Feind (der als Menschenopfer diente) (284), beim Maori-Stamm der Tuhoe die erstgeborene Hauptlingstochter, die keusch bleiben musste (285), auf Tahiti ausser den ersten Früchten der erste Fischzug beim Beginn der Bonito-Saison (286).

Die Erstlingsdarbietungen verknüpfen sich mit magischen Gedankengängen. Wenn man den ersten im Kriege erschlagenen Feind, den "Erstling" dem Kriegsgott weihte, so glaubte man, das werde Gefangennahme und Tod von vielen der Genossen des Opfers zur Folge haben. Und wenn der hawaiische Fischer den ersten Fisch seinem Gott opferte, so hoffte er auf diese Weise sein Netz voll von Fischen zu bekommen. Wir haben von dieser Logik bereits gesprochen. Die Arioi, die auf Nachkommenschaft verzichteten, wollten dadurch "fruchtbringende" Kräfte auf anderen Ebenen gewinnen. Das beweist auch die Tatsache, dass man sie hinzuzog, wenn man nach der Geburt eines Kindes allerlei magische Riten zu seinem Schutze und Wohlergehen veranstaltete. Sechs Wochen nach der Geburt lud man die Arioi (d. h. die Tänzer und Sänger der Arioi), die Distriktshäuptlinge und deren Verwandte ein. Am festgesetzten Tage erschienen alle, die Arioi in ihrem bekannten Aufzug, rot und weiss bemalt und blumengeschmückt. Sie erhielten Geschenke und zogen dafür mit zum Marae, wo sie die Einsegnung des Kindes durch den Priester mit Gesängen über die Taten der Götter begleiteten. Die Eltern liessen sich die Teilnahme dieser Sänger etwas kosten, denn sie erhofften sich Glück für ihr Kind davon (287). Auch bei Hochzeitsfeiern waren die Arioi gern gesehen, weil man ihren Tänzen fruchtbringende Kraft zuschrieb. Bei den Feierlichkeiten pflegte man über Braut und Bräutigam ein gemeinsames Kleid zu werfen; dieses, sowie die Kleider der Brautleute selbst wurden den Tänzern geschenkt (288). Nach

1) Auch viele griechische Städte sandten lange Zeit die Erstlinge ihrer Gersten-und Weizenernte als Dankopfer den Göttinnen Demeter und Persephone nach Eleusis (279).

alledem ist es wahrscheinlich, dass „the regulation requiring that they kill all their offspring was established to make them free, as agents or devotees of Oro as procreator to forward fertility in nature directly and by stimulating Gods and men" (289).

Orotetefa und Urutetefa, die Schutzgottheiten der Arioi, sind ohne Nachkommenschaft, können aber als Zwillinge aufgefasst werden, denen man öfters fruchtbringende Wirkung zutraut (290).

Es ist bezeichnend für die Struktur der polynesischen Gesellschaft, dass sich der Erstlingsanspruch der Götter auf irdischer Ebene wiederholt. Jeder an einem Unternehmen Beteiligte hatte an den Ergebnissen nach Massgabe seiner Würde teil. Zuerst erhielten die Götter ihren Anteil, nächst ihnen aber ihre irdischen Repräsentanten und Abkömmlinge, die Häuptlinge und nach ihnen die Priester. Die Gottähnlichkeit der Adelskaste liess sie also nicht zu kurz kommen (291). Merkwürdige Blüten trieb diese Auffassung auf den (soziologisch ähnlich beschaffenen) mikronesischen Marianen, wo der Junggesellenbund der Ulitao eine ähnliche Position einnahm wie auf den Gesellschaftsinseln die Arioi. Hier legten die Eltern grossen Wert darauf, die Erstlinge („prémices") ihrer Töchter den Ulitao in den Junggesellenhäusern auszuliefern und machten sich eine Ehre daraus (292).

Die Göttlichkeit der Arioi wuchs mit der Zahl der "versagten" Kinder. Sehr hübsch ist ein Erlebnis, das Kapitän Bligh im Jahre 1788 bei seinem Aufenthalt auf Tahiti hatte, und das ihn etwas aus der Fassung brachte. Ich möchte es wörtlich hierher setzen.

„Nach dem Essen lud mich Teinah ein, ihn mit einem Geschenk von Lebensmitteln zu einem Haufen Arreoys zu begleiten; einer Gesellschaft, die man bereits aus den Nachrichten voriger Reisenden kennt. Diesmal gab er mir die Hauptrolle bei dieser Feierlichkeit. Als wir den Ort erreichten, wo wir aussteigen sollten, sah ich eine grosse Menge Brotfrucht, einige schon zubereitete Schweine und eine Menge (von dem hier gewöhnlichen, aus Maulbeerrinde verfertigten) Zeug. Etwa 40 Schritt davon sass ein Mann, den man mir als einen der vornehmsten Arreoys zeigte. Die Menge der Anwesenden stellte sich in zwei Reihen; hierauf hielt einer von Teinahs Leuten im Kanu stehend eine Anrede an den Arreoy, welche aus lauter kurzen Sentenzen bestand und ungefähr eine Viertelstunde währte. Unterdessen brachte man ein Stück Zeug zum Vorschein, wovon ich ein Ende halten musste, indes 5 Mann, einer mit einem Spanferkel und die anderen jeder mit einem Korbe voll Brotfrucht, sich anschickten mir zu folgen. In dieser Ordnung näherten wir uns dem Arreoy und legten alles vor ihn nieder. Ich sprach hierauf verschiedene Sentenzen nach, die Teinah mir vorsagte, deren Bedeutung ich aber nicht verstand. Weil ich in der Aussprache nicht korrekt war, so verursachte dieser Teil der Feierlichkeit ein grosses Gelächter. Nach Beendigung meiner Rede zeigte man mir noch einen Arreoy, der von Raiatea gekommen war, und den ich ebenfalls haranguieren musste. Als Teinah bei dieser Gelegenheit von mir vernahm, dass ich in meinem Lande Kinder hätte, verlangte er, dass ich dieser wegen noch ein Geschenk darbringen sollte. Noch waren drei Körbe mit Brotfrucht, ein kleines Ferkel und ein Stück Zeug übrig; mit diesen machte ich unter derselben Hülfleistung wie zuvor dem Manne, den ich zuerst angeredet hatte, ein Geschenk zugunsten meiner Kinder. Er erwiderte nichts auf alle meinen schönen Worte, sondern sass sehr ernsthaft da, und empfing meine Geschenke, nicht wie eine Höflichkeitsbezeugung, sondern wie eine Gebühr.

Alles, was ich aus dieser seltsamen Feierlichkeit folgern konnte, bestand darin, dass die Arreoys in sehr hohem Ansehen stehen, und dass die Mitglieder dieser Gesellschaft

mehrenteils Männer sind, die sich entweder durch Tapferkeit oder durch irgend ein anderes Verdienst auszeichnen und in die man das grösste Vertrauen setzt. Ich konnte aber nicht begreifen, was dies mit meinen Kindern zu tun hätte, oder weswegen man sich vorstellte, dass diese Gesellschaft, die doch alle ihre eigenen Kinder umbringt, eine im Namen der meinigen dargebrachte Gabe wohl aufnehmen müsse. Als die Zeremonie beendigt war, begab ich mich nach meinem Schiffe zurück. Teinah erzählte mir, als er von seinen Kindern sprach: sein erstgeborenes Kind sei, sowie es zur Welt gekommen, getötet worden, weil er damals ein Arreoy gewesen; allein vor der Geburt des zweiten sei er aus der Gesellschaft getreten" (293). Der so ausserordentlich charakteristische Zug, dass Bligh für seine Kinder noch ein Extrageschenk darbringen musste, bezeichnet treffend die soziale Wertung des Kinderreichtums, bezw. der Kinderlosigkeit durch die Arioi. Zugleich gemahnt die Forderung an Bligh, für seine Kinder noch ein Geschenk zu erlegen, geradezu an die Forderung der Sühne eines Tabubruchs; und die Art, wie der vornehme Arioi das Zusatzgeschenk in Empfang nimmt, schweigsam, unzugänglich, erinnert an die Art eines empfindlichen Schizoiden, bei dem man einen empfindlichen Komplex berührt hat (Kinder-unmöglich!), und der nun die Entschuldigungszeremonie über sich ergehen lässt. Die ganze Erzählung ist aber auch aufschlussreich für die Frage der Siebung hochgestellter Häuptlinge und Führer in der Arioi. Teinah ist Pomare I., dessen ursprünglicher Name Tu mit der Geburt seines ältesten Sohnes (des späteren Pomare II.) auf diesen übergangen war (294). Pomare I. (von dem wir auch sonst wissen, dass er zu den Arioi gehörte) trat danach angeblich vor der Geburt seines zweiten Kindes aus der Arioi aus. Der wahre Sachverhalt ist wahrscheinlich so: Das „Lebenlassen" eines Kindes war („bedeutete") „Austritt" aus der Gesellschaft. Man wird aber bei einzelnen hochgestellten Persönlichkeiten der Adelskaste wohl gern ein Auge zugedrückt haben: sie traten dann aus, "indem" sie Vater wurden — und sie traten wieder ein, wenn es ihnen passte. Den Weg dazu fanden sie leicht, wenn sie den vornehmen Arioi Geschenke machten. Mann muss sich klar machen, dass "ein vornehmer Arioi sein" in der Vorstellung des Volkes so viel bedeutete wie: Geschenke machen und machen *können*, Feste geben und geben *können*. Die gewöhnlichen Eintrittszeremonien brauchte der Vornehme sowieso nicht mitzumachen, die Verpflichtung der Kindstötung betraf nach Moerenhout nur die Kinder, die ihm nach seiner Aufnahme noch geboren wurden, und einen Sohn durfte er überhaupt behalten (295). Was sich Bligh als "Ein-und Austritt" vorstellte, wird in Wahrheit "Nachsicht von Seiten der Bundesleitung" gewesen sein. Bligh hat die von ihm erzählte Geschichte ins Europäische umgedeutet, er hat die Starrheit der Organisation überschätzt und ausserdem idealisiert, — wenn nicht Pomare sie ihm von vornherein mit der Absicht einer für den Europäer sympathischen Färbung dargestellt hat.

Die realen Motive der Kindstötung.

"Werden sie gerufen, um die Gottheit zu befragen, so kleiden sie sich in eine seltsame, phantastische, mit roten und schwarzen Federn verzierte Tracht, die, wie sie sagen, dem Eatua (Gott) so sehr gefällt, dass, wenn sie sich ihm in dieser Hülle nähern, er auf ihren Ruf in Gestalt eines der heiligen Vögel, die das Marae umflattern und die Opfer verzehren, auf die Erde herabsteigt. Sobald der Vogel sich auf das Marae setzt, verlässt der Eatua ihn und fährt in den Priester. Nun beginnt er sogleich sich zu strecken und zu jähnen, Arme, Beine, Schenkel und den ganzen Körper zu reiben, der zu schwellen anfängt,

als wenn die Haut am Bauch bersten wollte. Mit konvulsivischen Bewegungen verdreht er die Augen, reisst sie weit auf, schliesst sie dann halb wieder und sinkt wie gefühllos hin. Zu einer anderen Zeit wird sein ganzer Bau erschüttert und scheint eine plötzliche und unbegreifliche Veränderung erlitten zu haben. Er redet sachte; seine Stimme wird heiser und unterbrochen; dann hebt sie sich auf einmal wieder mit ausserordentlicher Stärke. Nun spricht er verständlich; affektiert indes weder, was er sagt zu wissen, noch die Personen um ihn zu kennen; aber wie Orakelsprüche fasst man seine Worte auf, und was er nur immer für die Gottheit oder für sich begehrt, wird, wenn man es nur irgend erhalten kann, ihm nie versagt. Von diesem allen scheint sich der Inspirierte nichts bewusst zu sein" (296).

Ich habe diese Schilderung eines hysterischen Dämmerzustandes hierher gesetzt, um einen Eindruck davon zu vermitteln, wie — im Extremfall — die Menschen biologisch beschaffen sind, aus deren Köpfen die Elemente des mythologischen Überbaues hervorgehen [1]). Allerdings nur die Elemente; die Adoption und Assimilation durch zahlreiche Vermittler schafft tausendfache Änderungen, sodass das, was sich schliesslich in der geistigen Lebenshaltung des Volkes als Sage, Legende, Mythe niederschlägt, nicht einfach als Ausfluss einer extrem-pathologischen Geistesverfassung angesehen werden kann. Aber phylogenetisch sehr alt ist offenbar die Aufnahmebereitschaft und die Neigung zur Verarbeitung, zur poetisch illusionierenden Ausschmückung der Produkte krankhafter Geistesverfassungen (Lange–Eichbaum).

Ellis macht uns die wichtige Mitteilung, dass die Ursprungsmythe der Arioi, so wie er sie berichtet, zu seiner Zeit im Gedächtnis des Volkes lebendig war ("extant among the people") (298). Der Glaube an die höhere Artung der Arioi, ihre Gottähnlichkeit muss im Volke verbreitet gewesen sein (299), sonst hätte diese Gesellschaft, die so viele Gewaltakte auf dem Kerbholz hatte, nicht bestehen können. Die „eingebildete Quelle" (Ellis), aus der die Gesellschaft entstand, d. h. die angebliche göttliche Institution durch Oro und alles, was sich damit verband: der Glaube an ihr hohes Alter usw. befanden sich nach Ellis in einem Zustande merkwürdiger Angepasstheit („adaptation") an "die indolenten Gewohnheiten und die moralisch verdorbenen und zügellosen Leidenschaften des Volkes" (300). Wir dürfen uns durch die affektbetonte Ausdrucksweise Ellis' nicht beirren lassen, sondern müssen die Frage stellen: Welche Motive hatten die grösste Stosskraft?

In der ethnologischen Literatur spielt die Vorstellung vom "Vergessen" der Motive eine grosse Rolle. Man stellt sich dabei vor, dass die Vorfahren einer bestimmten menschlichen Gruppe gewisse mythische oder religiös-magische Motivierungen gewisser Sitten und Handlungsweisen "noch" kannten, dass spätere Geschlechter die gleichen Handlungen übernahmen, aber die dazugehörigen Motive vergassen; etwa so, wie ein Individuum bei einer Aenderung seiner Umwelt zuerst bewusst gewisse Neueinstellungen vornimmt, deren Triebkräfte aber dann vergisst, während die Einstellung und ihr adaptiver Charakter bestehen bleiben. Für geschichtliche Abläufe aber ist diese individualistische Vorstellung nicht brauchbar, weil sie hier einseitig genealogisch und der Naturwirklichkeit inadäquat ist. Natürlich können sich die Motive formal gleicher Handlungen im Ganzen tatsächlich ändern, wenn

---

1) Im hysterischen Dämmerzustand kommt es zu „Bildagglutinationen" von stark affektivem Charakter, Symbolbildungen, Verdichtungen, Verschiebungen und Deckfiguren, ähnlich wie im Traum, aber nicht mit gesperrter, sondern gesteigerter Psychomotilität (297).

eine Aenderung der Reaktionsnorm der Gruppe erfolgt, die aber wahrscheinlich an eine Aenderung der durchschnittlichen Erbbeschaffenheit, d. h. der Rasse geknüpft ist. Häufiger aber liegt wahrscheinlich der Fall so, dass heute wie früher, immer nur wenige Personen (Träger der Stammestradition, Medizinmänner, Priester, Häuptlinge) die Motive (vor allem die idealeren) wirklich kennen, während die grosse Menge die betreffenden Lebenshaltungen zwar auf Grund ähnlicher Reaktionsfähigkeiten, aber doch mehr oder minder gedankenlos übernimmt. Wenn daher ein europäischer Beobachter sich mit Hilfe dieser biologischen Extremvarianten informiert (und führende Persönlichkeiten sind immer Extremvarianten, niemals Typus), ein späterer dagegen mit Hilfe des Volksdurchschnitts, so wird leicht der Eindruck des Vergessens der Motive entstehen, wo der Unterschied in Wahrheit in der biologischen Unterschiedlichkeit der Gewährsleute liegt. Auf diese Weise kommt es zu idealisierenden Umdeutungen der Motive, die der Wahrheit nicht entsprechen, sondern eher im Kopfe eines intelligenten Eingeborenen entstehen könnten, wenn er sich vorgesetzt hätte, auf Europäerweise die Konsequenzen seiner Sitten und Institutionen auszudenken.

Wir müssen uns also hüten, in den Fehler von den Steinens zu verfallen, wenn er aus dem „ursprünglichen" Charakter der Arioi als eines Mysterienkultes den Schluss zieht: die Arioi ermordeten nicht ihre Kinder, sie *opferten* sie, sie *versagten* sie sich. Solche Motive sind gewiss auch wirksam gewesen; aber sicher niemals rein, und sicher nur bei ganz wenigen.

Die hohe Meinung, welche die Adelskaste von sich selbst hatte, gestattete nicht, dass Kinder aus Verbindungen von Arii mit Angehörigen der unteren Klassen am Leben blieben. Wenn ein Weib der niedrigeren Klasse von einem Arii Kinder hatte, so mussten sie getötet werden (301). Die Adelskaste erhielt sich verhältnismässig rein, aber nur mit Hilfe der Kindstötung (302). Ellis sieht den Hauptgrund der Kindstötung in dem Bestreben, die Würde der Familie zu wahren. Das eheliche Band war innerhalb der Adelskaste schwach und von vorübergehender Dauer. Von Treue konnte keine Rede sein. Dabei kam es aber selten zu einer formellen Ehescheidung, obwohl eine solche auch möglich war. Die Ehe bestand vielmehr nominell weiter, aber der Mann nahm sich andere Frauen und die Frau andere Männer. Diese waren meist Männer von persönlichen Vorzügen, aber niedrigerer Herkunft. Die Nachkommenschaft aus solchen Verbindungen wurde fast ausnahmelos umgebracht, entweder von den Eltern selbst, oder von den Verwandten des adligen Partners. Anders wäre die Würde der Familie beleidigt gewesen [1]). Wahrscheinlich wurden aus Familienstolz mehr Kinder getötet als aus irgend einem anderen Grunde (304).

Es ist aber nicht ganz einfach, dieses Motiv rein zu isolieren. In der Arioi, wo Mitglieder aller Gesellschaftsklassen vertreten waren, war natürlich die Wahrscheinlichkeit illegitimer Verbindungen erhöht. Die vornehmen Frauen, die mit ihren Männern nicht zufrieden waren, legten sich keinen Zwang auf. Ja, es scheint sogar, dass sie ihre unebenbürtigen Liebhaber in die Arioi hinein lancierten, um ihnen eine Art sozialen Aufstiegs zu ermöglichen. Damit aber erhielt die Vernichtung des Nachwuchses aus solchen Verbindungen ihre religiöse Sanktion.

1) Eine ähnliche rigoröse Einstellung berichtet Le Gobien von der Adelskaste auf den Marianen. Hier stellten sich einem Adligen, der ein Mädchen aus niederer Kaste heiraten wollte, die grössten Hindernisse von Seiten seiner Familie entgegen. Eine solche Verbindung war eben einfach "unmöglich" (303).

Sehr lehrreich und eindeutig sind in dieser Beziehung die Erzählungen über *Pomare* und seine Gemahlin *Iddiah*. Dieses hohe Paar hatte keinerlei eheliche Gemeinschaft mehr; sie verkehrten aber sehr freundschaftlich miteinander und machten auch ihre Ausgänge, z.B. zu den Missionaren, gemeinsam. Iddiah lebte mit einem Bedienten (Tautau) zusammen, von dem sie mehrere Kinder bekam, die alle umgebracht wurden. Pomare legte sich ihre jüngere Schwester Weiriole zu, aber sie verliess ihn bald, aus Liebe zu einem anderen, weit geringeren Manne. (305). Der Kindermord Iddiahs gab Anlass zu allerlei Auseinandersetzungen zwischen ihr, Kapitän Wilson und den Missionaren, die ihre Station erst kurz vorher angelegt hatten (1797). Als Iddiah wieder schwanger war, wurde sie, wenn sie sich mit Pomare auf der Station sehen liess, heftig von den Missionaren bearbeitet, dass sie ihr Kind nicht umbringen solle. Die Tagebücher der Missionare berichten darüber: „9. April 1797. Mittags kamen Pomare und Iddiah zu uns. Als sie in das Zimmer der verheirateten Brüder traten, fanden sie dieselben mit einigen Arreoes im Gespräch über die Greuel des Kindermordes begriffen. Man wandte sich dabei besonders an Iddiah; denn auch sie war von einem Tautau oder gemeinen Mann schwanger, und gehörte gleichfalls zu den Arreoes. Mit ihrem Manne hatte sie seit einiger Zeit keine eheliche Gemeinschaft mehr. Der letztere hatte eine andere Frau genommen, und sie lebte mit einem ihrer Bedienten. Das freundschaftliche Vernehmen der beiden hohen Herrschaften war indes dadurch nicht gestört; und Iddiahs Ansehen war durch ihre Lebensart nicht im mindesten verringert. Die Brüder bestrebten sich, sie von der Abscheulichkeit der Mordtat, besonders wenn eine Mutter sie an ihrem Kinde verübte, zu überführen. Sie erboten sich, ihr Kind, sobald sie davon entbunden wäre, aufzunehmen, und versicherten sie, dass es ihr garnicht zu Last sein sollte. Sie wurde mürrisch und erwiderte nichts. Die Brüder wandten sich nun an Pomare und baten ihn um seine Beihilfe zur Abschaffung solcher unmenschlichen Gebräuche..... Nunmehr erneuerten wir unsere Bemühungen bei Iddiah. Wir luden sie ein, bei uns zu bleiben, und unsere Frauen Sorge für ihr Kind tragen zu lassen. Wir stellten ihr vor, welchen glücklichen Einfluss ihr Beispiel auf die ganze Nation haben würde; und da wir wussten, wie viel sie auf europäische Fabrikate hielt, so versprachen wir, wenn das Schiff ankäme, ihr drei Hemden und mehrere andere Artikel zu schenken. Ja, noch mehr; wir gaben ihr die Versicherung, dass wir ihr Betragen bei der Königin Charlotte und den Eri-Damen von Pritani loben wollten, bei denen sie nichts beliebter als Zärtlichkeit gegen ihre Kinder machen könnte, und dass das nächste Schiff ihr dann sicher sehr kostbare Geschenke bringen würde. Sie antwortete: das Kind sei von niedriger Abkunft; wäre es Pomares Kind, so würde es am Leben geblieben sein; aber nun, und da sie Arreoes wären — — und damit marschierte sie in Begleitung ihres Galans, der gegenwärtig war und alles ganz gleichgültig angehört hatte, ab" (306). Wenige Tage später wurde den Missionaren mitgeteilt, dass Iddiah ihr Neugeborenes ermordet hatte. Die Missionare erzeigten sich ungnädig, hielten aber nicht durch damit (307). Als Iddiah später noch einmal der „Duff" einen Besuch abstattete, fragte sie Wilson, warum sie ihr Kind getötet habe, und erhielt dieselbe Antwort, wie die Missionare: der Mann, mit dem sie lebte, sei von niedrigem Rang; wenn es Pomares Kind gewesen wäre, so wäre es leben geblieben. Es sei allgemeine Sitte bei den Arii, niedrig geborene Kinder zu töten. „Der Vater des Kindes sass bei ihr, ohne im mindesten beleidigt zu scheinen. Sie selbst schien es übel zu nehmen, dass man sich so viel um ihre häuslichen Angelegenheiten bekümmere, und das Gespräch wurde auf etwas anderes gelenkt" (308).

Dasselbe Spiel wiederholte sich ein Jahr später, worüber die Missionare berichten [1]). Ein paar Tage nach der Entbindung frühstückte ihr Liebhaber mit den Missionaren und man fragte ihn, wie er den Mord rechtfertigen wolle. „All he could say, in justification of the action was, his being a manna-howne, or mean man, and Edea an aree-vaheine, or chief woman" (310) [2]).

Auch die Gemahlin des zweiten Pomare war angeblich "eine vollkommene Messalina, die ohne Unterschied mit allen ihren Bedienten lebte" (312). Alle ihre Kinder, die sie geboren hatte, waren getötet worden, weil sie angeblich von gemeinen Männern stammten (313).

Es ist klar, dass in den Fällen, wo vornehme Frauen und ihre Liebhaber zur Arioi-Gesellschaft gehören — und man darf annehmen, dass das meistens der Fall war — das Hauptmotiv der Vernichtung des Nachwuchses die Unebenbürtigkeit des männlichen Partners war, während das Gebot der Arioi nur zum Vorspann, zur Sanktionierung diente. Das kommt in der von Iddiah gegebenen Begründung sehr schön zum Ausdruck: der Mann ist unebenbürtig, *ausserdem* sind wir Arioi.

Gelegentlich hat man auch die Furcht der Tahitier vor *Uebervölkerung* für die Kindstötung verantwortlich gemacht. Dass das Problem des Nahrungsspielraumes sich auf den kleinen polynesischen Inseln aufdrängen musste, ist klar, wie schon Bligh erkannte, der meinte, die „ehelosen Orden" könnten hier schon ihre Berechtigung haben, wenn sie ihren Zweck ohne Verbrechen erfüllten. Die Eingeborenen, mit denen er über die Institution der Arioi sprach, versicherten ihm, sie sei notwendig, um die zu starke Zunahme der Bevölkerung zu verhüten: „Worrau — worrau no te maididdi, worrau-worrau te taata" (wir haben zu viele Kinder, zu viele Männer) (314). Auch Moerenhout neigt zu einer ähnlichen Deutung. Im Anfang sei die Kindstötung eine dringende Notwendigkeit („une impérieuse nécessité") gewesen, denn zu Cooks Zeiten hätten die Inseln von Bewohnern gewimmelt. Daher habe man die Kindstötung eingeführt, um der Gefahr einer Übervölkerung zu begegnen, denn sonst hätte die Nahrung nicht mehr lange gereicht. Gelegentliche Symptome der Übervölkerung, wie Hungersnot, Kriege, Hinschlachtungen, auch die Anthropophagie führten die Menschen auf den Gedanken, eine weitere Zunahme der Menschenzahl durch Tötung der Kinder zu verhindern. Die Natur selber bot eben auf diesen Inseln nicht mehr Raum. So haben die Bewohner schliesslich „étoufflé les cris du sang, et sont convenus d'égorger leurs enfants à la naissance, pour n'avoir pas à s'entr'égorger ou à s'entre-dévorer plus tard entr'eux".

---

1) „We this morning received information, Edea has been delivered of a child, and, that according to the inhuman custom of the country, it is destroyed. This is the second infant Edea has murdered, since our residence on the island. The assigned reason for this abominable custom is, Edea is of royal blood, the man she cohabits with is of menial birth, should the fruit of their unequal union be permitted to survive, the dignity of the royal family would be considered as polluted and dishonoured to prevent which, the savage parent suffers her babe to be strangled as soon as it comes from her womb. The rest of the chiefs of the island, who are of the royal family, follow the example of their head; so that, if any of them (male or female) are connected with persons of inferior birth, all the offspring, issuing from such a connection, are massacred. As every person of inferior class is left to follow his, or her inclination, to save or destroy their children, the number of infants murdered is very great" (309).

2) De Bovis berichtet zwar, man habe auch illegitime Kinder mit ebensolcher Liebe aufgezogen, wie andere (311). Aber dies scheint sich nur auf die Frucht aus Ehebrüchen innerhalb der Kaste zu beziehen.

Derselbe Autor, der auf den Mysteriencharakter der Arioi grosses Gewicht legt, schreibt: „Le serment qu'il faisait dans la cérémonie de leur initiation, de détruire leurs enfants nés ou à naître, nous montre en eux de vrais bourreaux, ministres aveugles d'une raison d'état monstreux" (315). Also: die Kinder als Opfer der *politischen Vernunft*!

An diesen Ausführungen verdient zweierlei ein näheres Zusehen: einmal die Behauptung, dass zu Cooks Zeiten die Inseln (gemeint sind wohl nur die Gesellschaftsinseln) von Bewohnern gewimmelt hätten. Diese Behauptung geht auf Eindrücke von Wallis und Cook zurück. Nach Cooks Schätzungen müsste sich die Bevölkerung Tahitis zwischen 1774 und 1777 von 200000 auf 70—80000 reduziert haben. Aber noch diese Ziffer ist enorm. Im Jahre 1797 wurde die Bevölkerungsziffer von den Missionaren gar auf nur mehr 16000 geschätzt, und im Jahre 1829 betrug sie 8600. An einem enormen Rückgang der Bevölkerung Tahitis ist nicht zu zweifeln. Aber dass sie in 23 Jahren sich auch ein Dreizehntel ihres Bestandes reduziert haben sollte, ist natürlich ein Unding. Der französische Schiffsoffizier de Bovis, dem wir wichtige Forschungen über die Soziologie Alt-Tahitis verdanken, kam auf die Idee, die Frage experimentell zu prüfen, indem er auf Borabora einige Greise fragte, ob nicht jeder der 8 Distrikte der Insel früher so viel Einwohner gehabt habe, wie jetzt die ganze Insel; worauf er nach zehnminütiger Beratung der alten Herren einen positiven Bescheid erhielt (316). Er dürfte damit wohl seiner eigenen Untersuchungsmethode zum Opfer gefallen sein. De Bovis' Argumentation (die auf eine Bestätigung Cooks hinausläuft) bleibt besonders widersprüchlich, weil er keinen der landläufig angegebenen Gründe des Bevölkerungssturzes gelten lässt: die Syphilis sei wunderbar leicht geheilt worden (?), Kriege kosteten wenig Menschenopfer, und die Kindstötungen beschränkten sich auf die Kreise der Arioi und junge, unreife Mädchen (317).

Sehr viel besser zu den Tatsachen stimmt eine Schätzung, die angeblich der Eingeborene Tupaia machte, der die Bevölkerung Tahitis 1769 auf 30000 Seelen veranschlagte (318). Dabei halte ich es aber für durchaus möglich, dass die Bevölkerung auch schon einmal viel zahlreicher war, und das Zehnfache oder mehr des Standes von 1829 betrug. Die Gesellschaftsordnung, ja die ganze Lebenshaltung Tahitis, das Milieu, das uns geschildert wird, die riesigen Feste usw. setzen eine grössere Menschenzahl als 20—30000 voraus. Ich halte es nur für unwahrscheinlich, dass sich der Bestand innerhalb von 25 Jahren so ungeheuerlich vermindert haben sollte.

Nach Moerenhout könnte es scheinen, als hätte für das Problem der Übervölkerung keine andere Lösung bestanden, als die Beschränkung der Kinderzahl. Die "Staatsraison" hätte noch einen anderen Ausweg finden können: die Auswanderung oder Kolonisation. Die Tahitier bauten hervorragend gute Schiffe, ihre Navigationskunst stand der anderer Polynesier gewiss nicht nach, an kriegerischen, unternehmungslustigen Elementen, an „imperialistischen" Tendenzen fehlte es gewiss nicht (319), aber die allzu grossen Entfernungen waren doch der Schaffung grösserer politischer Verbände nicht günstig. Wir können nicht sagen, ob nicht in früheren Jahrhunderten, aus denen uns jede Kunde fehlt, die Frage der Übervölkerung schon akut wurde, und Kolonien entsandt wurden. Es ist auch möglich, dass Tahiti zuerst nur sehr dünn besiedelt und das Problem der Übervölkerung zufällig gerade zur Entdeckungszeit brennend wurde. Dass es — wenn auch nicht im Bewusstsein des Volkes, so doch in führenden Köpfen, — existiert hat, erfahren wir von Bligh. Eine andere Frage ist, ob es als reales Motiv der Kindstötung eine Rolle gespielt hat. Ich glaube, dass man diese Frage bejahen kann. „Auf den Gesellschafts-, wie auf den

Freundschafts- und Mangarewa-Inseln, scheint die Unzulänglichkeit des Lebensunterhaltes („l'insuffisance des vivres") zu manchen Zeiten der Grund zu Auswanderungen gewesen zu sein, deren Andenken noch bei den lebenden Generationen vorhanden ist" (320). Wir können die Motive zur Kinderlosigkeit in zwei Reihen trennen: 1. *Familien- und sippenpolitische*, 2. *individualistische Motive.*

Betrachten wir zuerst die familien- oder sippenpolitischen Motive. Wir haben schon gehört, dass die Politik der Arii im wesentlichen Heirats- und Erbschaftspolitik war, und eine solche war einer grösseren Kinderzahl nicht günstig. Georg Forster sah geradezu ein Hauptziel der Arioi-Gesellschaft darin, dass sie „der gar zu schnellen Vermehrung der Befehlshaber und der Vornehmen überhaupt habe Schranken setzen wollen. Vielleicht sah ein alter vernünftiger Gesetzgeber zu Tahiti voraus, dass wenn jene Klasse kleiner Tyrannen allzu zahlreich werden würde, der gemeine Mann unter dem Joch derselben würde erliegen müssen" (321). Wenn diese Begründung auch reichlich rationalistisch ist und in den „gemeinen Mann" Bedürfnisse hineindeutet, die er nicht hatte, so ist Forster doch hier der Wahrheit auf der Spur. Die Lebensweise der tahitischen Vornehmen forderte überhaupt Forsters Kritik heraus, und er prophezeit sogar eine Revolution. „Allein, *da diese ganz arbeitlosen Vornehmen sich in einem ungleich stärkeren Verhältnisse vermehren müssen als jene*", so müsse, meint Forster, einmal die Zeit kommen, wo die dienstbare Klasse mit Arbeit zu sehr beschwert sei. Seine Voraussagungen sind recht lustig: „Das gemeine Volk wird davon (von der vielen Arbeit) ungestalt und ihre Knochen kraftlos werden; die Notwendigkeit, mehr in der brennenden Sonne zu sein, wird ihre Haut schwärzen, und sie werden, durch die häufigen und frühen Ausschweifungen ihrer Töchter mit den Grossen des Landes, endlich zu zwergigten kleinen Gestalten ausarten, indes jene vornehmen Müssiggänger die Vorzüge einer grossen Leibesgestalt, einer schönen Bildung und einer helleren Farbe ausschliessungsweise beibehalten werden, weil sie allein ihrem gefrässigen Appetit ohne Einschränkung folgen und stets in sorgloser Untätigkeit leben können. Endlich wird das gemeine Volk diesen Druck empfinden und die Ursachen desselben gewahr werden, alsdann wird aber auch das Gefühl der gekränkten Rechte der Menschheit in ihnen erwachen und eine Revolution veranlassen. Dies ist der gewöhnliche Zirkel aller Staaten" (322). Wir können auf diese Ausführungen Forsters, von denen man natürlich das Kulturkritische, Aufklärerische abziehen muss, die Vermutung gründen, dass sich die an sich dünne ethnische Schicht der Eroberer in den Generationen nach der Besitzergreifung stärker fortpflanzte als die Einheimischen, also einer Auslese unterworfen wurde. Eine Adelskaste aber, die nicht Minorität bleibt, ist in ihrer Existenz bedroht.

Bligh meint, die Arioi könne nicht den Sinn gehabt haben, einer zu starken Vermehrung der „gemeinen Volksklasse" vorzubeugen, da man aus dieser niemand in die Gesellschaft zugelassen habe (323). Wenn die Begründung dieser Behauptung auch nicht stichhaltig ist [1]), so ist doch der Eindruck, den er empfing, nicht unwichtig.

Wenn der Adel eine zu starke Zunahme fürchtete, so muss man noch ergänzend erinnern, dass er seine Existenz auch auf die Reinerhaltung des Blutes gründete. Er hatte

1) Bligh scheint nur mit den adligen Arioi zusammen gekommen zu sein. Bezeichnenderweise erwähnt er die Arioi nicht als Spieler und Sänger, obwohl er Spiele und Tänze sah. Oder aber, die höhere Position der höheren Arioi drängte sich ihm so auf, dass er nicht auf den Gedanken kam, hohe und niedere Leute könnten in denselben Bund gehören.

Grund, eine zu starke Zunahme zu fürchten, und fürchtete insbesondere eine *Ergänzung seiner Reihen durch Unebenbürtige.* So sucht auch Moerenhout einen Hauptgrund des Kindermordes in den Ansprüchen des Adels, der, so überzeugt von seiner unendlichen Überlegenheit, nicht wünschte, dass sich sein Nachwuchs aus Minderrassigen rekrutierte („ne pouvait souffrir de postérité issue des gens du commun") (324). Wir haben aber Grund anzunehmen, dass die illegitimen Geburten die legitimen an Zahl weitaus übertrafen.

De Bovis sieht das Hauptziel der gesamten Institution darin, einer zu starken Vermehrung der führenden Familien vorzubeugen („de s'opposer à l'accroissement indéfini des familles princières"). Die Arioi sei offensichtlich von Fürsten begründet worden; denn sie hatten die höheren Grade inne, für sie waren auch die subalternen Grade geschaffen, ja, das ganze Land schien für die Gesellschaft errichtet zu sein. „C'était pour la Société elle-même que le pays entier semblait être créé. On comprend de plus que l'accroissement des familles Arii au delà de certaines limites menaçait les privilèges de cette caste et désorganisait forcément la hiérarchie" (325). Wir wissen wenig von der Rechtsgeschichte Tahitis, aber wir kennen Beispiele dafür, dass es beim Vorhandensein mehrerer Söhne zu Erbschaftskonflikten kam. Im allgemeinen scheint das älteste Kind — gleich, ob männlich oder weiblich — die gesamte Machtstellung des Vaters geerbt zu haben. (326). Wie wäre es, wenn sich daraus eine Tendenz entwickelt hätte, die jüngeren Söhne in die Arioi abzuschieben? Ihre ehrgeizigen Ansprüche hätten dabei auf die Kosten kommen können, und auf die Familie selbst fiel auch ein Abglanz zurück; — und in der Tat hören wir, dass jede vornehme Familie Wert darauf legte, durch eines oder mehrere Mitglieder in der Arioi vertreten zu sein (327). Wo mehrere Töchter waren, war die Not gross, dann gab es Erbschaftssorgen (328).

Unsere Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir die Verhältnisse auf den Marquesas betrachten. Hier war die *Kaioi* der Altersbund der Krieger und Junggesellen. Der Aufnahme ging Tätowierung voraus. Dies war eine notwendige, umständliche und sehr kostspielige Operation, denn die tuhuna oder Tätowierpriester wurden hoch bezahlt. Die Kosten trug der Häuptling, der auch eine Hütte, oho au, für die Operation herrichtete. Nach einer sehr zuverlässigen Information Handys aus Hivaoa nun waren Kaioi Jünglinge, deren Väter nicht imstande waren, den Tatöwiermeister zu bezahlen. Sie schlossen sich daher anderen jungen Männern an, die vielleicht reichere Väter hatten, halfen beim Bau des oho au und versahen die Insassen und sich selbst mit Lebensunterhalt. Dafür wurden sie dann gratis mittätowiert, wenn der Tätowierpriester gerade einmal Zeit dafür über hatte. Schliesslich scheint es allgemeine Sitte gewesen zu sein, dass ein Vater nur für seinen Erstgeborenen oder Adoptivsohn das oho au bauen liess und die Tätowierkosten trug, während die späteren Söhne zusehen mussten, dass sie sich ihre Tätowiermarken als Kaioi verdienten (329). Bestimmte Tätowiermuster blieben allerdings dem Häuptling vorbehalten, schon darum, weil die Kaioi nur „nebenher" tätowiert wurden. Diese Tatsachen gewinnen ein besonderes Interesse, wenn man sich erinnert, dass bei den Arioi die verschiedenen Grade sich durch verschiedene Tätowiermuster auszeichneten, dass Häuptlinge gleich zu den oberen Graden zugelassen wurden, und dies meist erst dann, wenn sie bereits Väter waren, d.h. einen Sohn hatten. Ob dabei auf Tahiti die Stellung des Tätowierpriesters von ähnlich ausschlaggebender Bedeutung war, weiss ich nicht, wesentlich aber ist das Bestreben, die nachgeborenen Söhne in der Arioi unterzubringen.

Wie sehr das Familieninteresse dominierte, sehen wir z. B. daraus, dass man niemals

daran dachte, unebenbürtige Kinder zur Nachfolge zuzulassen. Wenn ein Adliger ein Mädchen aus niedrigerer Klasse geehelicht hatte, so adoptierte er ein Kind rein adliger Herkunft. Seinen eigenen Kindern blieb damit keine Chance (330). Bligh erzählt, der Arii des Distrikts Tittahah, Tippahu und seine Gemahlin Tittihaudyah (Tu's Schwester) hätten als Angehörige der Arioi ihre acht Kinder umgebracht, hätten aber einen Neffen adoptiert, an dem sie zärtlich hingen (331). Es ist kaum anzunehmen, dass die acht Kinder legitimer Herkunft, d. h. Kinder Tippahus gewesen sind.

Auf der anderen Seite aber musste sich aus den Schwierigkeiten der Erbschaftsregelung eine *Tendenz zum Einkindsystem* entwickeln. Das Interesse der Familie stand dabei völlig beziehungslos neben den persönlichen Interessen der Einzelnen. Die berühmte Purea und ihr Gemahl Amo lebten getrennt (er hatte ihr stürmisches Temperament nicht ertragen können; sie hatte ihre Liebhaber); aber beide fanden sich zusammen im Interesse ihres einzigen Sohnes Teriirere (332); sie setzten die Leistung eines Lebens daran, ihm, bezw. ihrer altberühmten Familie die politische Hegemonie über Tahiti zu erringen, was ihnen allerdings misslang. Teriirere starb kinderlos.

Die adligen Tahitis hatten sich mit dem Prinzip der Kinderarmut eine gefährliche Waffe geschaffen. Sie starben aus, ganz gleich, ob sie von vorneherein auf die Erzeugung einer zahlreicheren legitimen Nachkommenschaft verzichteten oder ihren Überschuss durch die Arioi absorbieren liessen.

Durch die Verbindung mit der Arioi legten sie aber zugleich die Axt an die Wurzel des Sippeninteresses. In der primitiven Gesellschaft sind die einfachsten Gesellungsformen die *Familie* und die *Männergesellschaft*. Die emotionale Basis ist bei beiden verschieden: bei der Familie trägt sie zwei (oder drei) Generationen und beide Geschlechter, damit einmal die Sorge für die Kinder und zweitens die Beziehungen der Gatten zueinander; das emotionale Moment ist verzahnend und ergänzend; bei der Männergesellscheft dagegen ist es gekennzeichnet durch die Parallelität der Bestrebungen. Die Existenfähigkeit der Gesellschaft beruht darauf, dass der Mann an beiden Gesellungen teilhat. Beide Tendenzen sind auch in der tahitischen Sippe und der Arioi-Gesellschaft erkennbar, aber mit drei extremen Variationen: einmal hat der Mann vielfach nicht mehr an beiden Gesellungen teil, indem die Adligen ein grosses Kontingent von Männern für die Arioi stellen, welche die Familie nicht duldet, sondern sich in einer Generation erschöpft; zweitens ist die tahitische Familie selbst nachwuchs- und damit lebensfeindlich geworden [1]). Und drittens endlich sind die Bestrebungen in der Arioi nicht einmal mehr durch reine Parallelität gekennzeichnet, sondern z. T. direkt zentrifugal und individualistisch, auf Sichausleben und Lebensgenuss gerichtet und sich in einer Generation erschöpfend.

Wenn wir von Wilson hören, die Arioi begründeten die Tötung ihrer Kinder damit, dass sie „ihre Vorrechte erhalten" wollten (333), so klingt darin schon viel von dieser individualistischen Zielsetzung an. Natürlich war die tahitische Adelsfamilie bestrebt, ihre Vorrechte

1) *Religionsgeschichtlich* drückt sich der allmähliche Sieg familienfeindlicher individualistischer Tendenzen in der Verdrängung des Kultus *Tanes* durch den *Oros* aus, die sich wahrscheinlich wenige Generationen vor der Entdeckung Tahitis im Zusammenhang mit kriegerischer Überwindung von Raiatea aus vollzog. Tane war vor allem der Gott der *Teva*-Familien. Sein Kult lag mit dem Oros im Kampf, beide Kulte segelten unter feindlichen Flaggen. Der uralte Gegensatz und schliessliche Sieg Oros wiederholt sich spät noch einmal in der Überwindung der zu den Teva gehörigen Purea und ihres Sohnes Teriirere durch die Pomares (332a).

auch mit Hilfe der Arioi durchzusetzen. Das konnte da gelingen, und gelang da, wo ein Oberhäuptling die Masse der Arioi als seine Exekutive benutzte, ohne selbst innerlich, mehr als formell an sie gebunden zu sein. Aber dass die Mengen von Adligen, die in der Arioi „untergebracht" wurden, die Interessen ihrer angestammten Familien hätten vertreten können, ist psychologisch, selbst wenn man allen „guten Willen" voraussetzt, unwahrscheinlich. Sie ergaben sich — im Frieden — ungezügeltem Lebensgenuss und tobten im Kriege die ererbten kriegerischen Instinkte aus.

Eine andere Lebenshaltung setzt natürlich auch ganz andere Werte. Jetzt muss sich Schönheit und Fülle des Lebens in einer Generation zusammendrängen. So kommt es, dass wir unter den Motiven der Kindstötung auch dieses antreffen: die Frauen wollten sich ihre Schönheit erhalten. Wilson fand die Kindstötung ganz gewöhnlich, nicht nur unter den Arioi, und lernte selbst eine Frau kennen, deren Schönheit der Grund zur Tötung ihres Kindes gewesen. Die Zahl der Weiber stehe in keinem Verhältnis zu der der Männer, sondern sei viel zu gering. Darum suchten die Männer Frauen, welche für schön galten, mit grossen Geschenken zu gewinnen. Die Liebeswahl lag daher ganz in der Hand der Frauen, die ihre Männer wechselten, wie es ihnen passte, und mit ihnen von Ort zu Ort zogen, um Lustbarkeiten nachzulaufen. Dieses unstete und vergnügungssüchtige Leben vertrug sich natürlich nicht mit Kinderaufzucht (334). Die Seltenheit der Frauen rührte daher, dass die Kindstötung mit Vorliebe Mädchen betraf. Und die häufigere Tötung von Mädchen rührte daher, dass nach der überkommenen Wertung die Frauen noa, profan waren, nicht geeignet zum Tempel- und Kriegsdienst und zahlreichen Tabubeschränkungen unterworfen. So führte die religiöse Geringschätzung der Frau in ihren Auswirkungen teilweise zu einer extrem hohen Wertung der Frau als Persönlichkeit, eben dadurch, dass Frauen selten und begehrt wurden. Moerenhout hält (wohl mit Unrecht) nicht die Mädchentötung, sondern die Sorge um die Bewahrung weiblicher Schönheit für das primäre Motiv, ja an einer Stelle für „la principale et la plus palpable des raisons qu'on en peut donner". Die Eingeborenen gaben das selber zu. Frauen, die ihre Reize verloren hatten, hatten in Tahiti nichts mehr zu hoffen und wurden missachtet. Sie zogen daher die Tötung ihrer Kinder dem Verlust ihrer Schönheit vor (335).

So führte die hohe Wertung der Schönheit zu einer relativen Ausmerze eben dieses Wertes. Moerenhout meint allerdings, dass dieses Motiv nur durch die bitterste Notwendigkeit — die Übervölkerung — aktiviert werden konnte (336).

Das Beispiel der offiziellen Profanbewertung der Frau, die zur Mädchentötung, zum Seltenwerden der Frauen, damit zu einer extremen Höherbewertung, individueller Ausnützung und zu Ausmerzeprozessen führt, zeigt uns, wie verhängnisvoll sich überkommene Wertungen und Ideologien auswirken können, wenn sie unter neue Bedingungen gestellt werden, denen sie nicht angepasst sind. Ähnlich ist es auch mit der überkommenen Sitte, dass der Vater nach der Geburt eines Sohnes seine Würde an diesen abzugeben hatte und von da an nur noch in seinem Namen seine Position ausübte. Natürlich blieb ihm die reale Macht erhalten, aber trotzdem war im Volke das Bewusstsein seiner Abdankung lebendig, und ein Schatten von „Entwürdigung" fiel damit doch auf ihn. Nachdem nun aber individualistische Tendenzen einmal aufgekommen waren, ist es denkbar, dass mancher verheiratete Adlige oder Häuptling lieber auf Vaterschaft verzichtete, als zugunsten eines Sohnes abdankte. Wir haben keine Beweise für solche Fälle, aber das Mitwirken solcher Gedankengänge ist wahrscheinlich.

Eine familienfeindliche Tendenz liegt endlich in den zahlreichen Kriegszügen. Die Kernmasse der Arioi war — übrigens ja auch im Frieden — einfach zu viel unterwegs. Es war ein Heer von „Arbeitslosen", das sich tapfer schlug. Schon Forster konnte sich die Existenz dieser merkwürdigen Gesellschaft nicht anders erklären, als dadurch, dass die Nation den Vorteil der Landesverteidigung davon habe. Denn „alle" Arioi seien Kriegsleute. Man habe ihnen dann vielleicht den ehelosen Stand „vorgeschrieben", weil Ehe und Familie sie sonst „mutlos und feige" machen würden. Dafür habe man ihnen aber dann gewisse Vorrechte einräumen müssen (337). Man braucht sich nicht bis zu Forsters „altem vernünftigen Gesetzgeber" zu versteigen, um das Richtige an seinen Ausführungen zu erkennen.

Unsere Aufreihung von Motiven würde unvollständig sein, ja des Fundamentes entbehren, wenn wir nicht schliesslich eines Vorganges gedächten, der nicht ein Motiv in eigentlichem Sinne ist, weil er völlig jenseits der Bewusstseinskontrolle verläuft: es ist das, was ich *hypobulische Adoption* (338) nennen möchte, und was man im gewöhnlichen Leben meist als „gedankenlose Nachahmung" bezeichnet. Die alten Schriftsteller haben damit nicht gerechnet, und als die Missionare die Eingeborenen nach den Motiven des Kindermordes fragten, da ist es ihnen ergangen, wie es zahlreichen Ethnographen ergangen ist, welche Eingeborene um ihre Motive befragt haben: sie bekamen zur Antwort, *es sei die Sitte des Landes* (339). Schon die ersten Besucher, Cook und Forster, haben sich grosse Mühe gegeben, die Eingeborenen von der Immoralität der Kindstötung zu überzeugen. Das war natürlich vergeblich, aber es wäre schade, wenn uns die Schilderungen darüber nicht vorlägen. Auf Raiatea geriet Georg Forster 1774 mit den höchsten Spitzen der damaligen Gesellschaft zusammen, unter anderem mit dem jungen Arioi Boba, der zum Nachfolger Punis, des „Königs" und Eroberers von Raiatea und Tahaa bestimmt war, und seiner Geliebten, der schönen Tänzerin Teina-Mai. „Da sie uns schwanger zu sein dünkte, so unterredeten wir uns mit ihr über die Gewohnheit, wonach die Kinder der Errioys umgebracht werden müssen. Das Gespräch war aber nur sehr kurz und ziemlich abgebrochen, teils, weil es Mühe kostet, diese Insulaner überhaupt, und besonders die Frauenzimmer aufmerksam zu erhalten, teils weil wir noch nicht genug von ihrer Sprache wussten, um moralische und philosophische Begriffe darin auszudrücken. Daher sah es auch mit unserer Beredsamkeit ein wenig misslich aus und alles, was wir damit von Teina-Mai herauslocken konnten, war dieses: dass unser Eatua (Gott) in England vielleicht über die Gewohnheiten der Errioys böse sein möge, dass der ihrige aber kein Missfallen daran habe. Indessen versprach sie, dass, wenn wir aus England kommen, und ihr Kind abholen wollten, sie solches am Leben zu erhalten suchen würde; doch verstände sichs, dass wir ihr ein Beil, ein Hemd und einige rote Federn dafür geben müssten. Alles das sagte sie aber in einem so lachenden Tone, dass wir kaum hoffen durften, es sei ihr Ernst. Auch war es umsonst, länger mit ihr davon zu sprechen; denn sie verfiel unaufhaltsam von einem Gegenstand auf den anderen, und wir mussten froh sein, dass sie uns nur solange hatte anhören wollen". (340) Bequemlichkeit und Gedankenlosigkeit scheinen beim gewöhnlichen Volke in noch stärkerem Grade zur Kindstötung beigetragen zu haben als bei den Arioi. Das Leben war ja leicht, die Natur spendete im Überfluss, man hatte keine Sorgen und wenig Arbeit. Das Land erzog geradezu zur Gedankenlosigkeit. Und selbst das bisschen Mühe, das man hatte, wurde als mühevolle Aufgabe betrachtet. Ein Mann mit drei oder vier Kindern — und das war eine grosse Seltenheit — galt als taata taubuubuu, als ein Mensch mit einer schweren und unbequemen Last. Und nur um die kleine Mühe und Sorge zu vermeiden,

für den Nachwuchs zu sorgen, scheint man manches Kind getötet zu haben. Manchmal scheint die Tatsache, dass das Neugeborene ein Mädchen war, genügt zu haben. Dass die Mädchentötung die Lage nur verschlimmerte, weil nachher zu wenig Frauen da waren, — dieser Gedankengang scheint nur in fähigeren Köpfen aufgetaucht zu sein („wir haben zu viele Männer") (341).

Eine der wichtigsten Erkenntnisse aus dem Studium der Arioi ist die, dass *verschiedene, z. T. ganz heterogene Motive zum gleichen Endzweck wirksam sind*, und nicht nur verschiedene Motive bei verschiedenen Menschen, sondern verschiedene Motive bei den gleichen Menschen. Dass man die Kindstötung der Arioi nicht „aus einem Punkte" erklären konnte, haben die älteren Untersucher zum Teil erkannt. So haben Moerenhout und Waitz (342) ein Zusammenwirken verschiedener Motive angenommen.

Unsere Analyse bestätigt die Lehre vom „*Motivbündel*". Diese Lehre besagt, dass die allermeisten seelischen Reaktionen das Resultat mehrerer Motive sind, aus einem Motivbündel entspringen. Dieses Bündel ist ein „Kausalbündel, das energetische Teilkomponenten aus den unähnlichsten Quellen in sich aufnehmen und nach einem gemeinsamen Zielpunkte hin vereinigen kann" (344). Die Motivbündellehre hat Beziehungen zu der von den „bedingten Reaktionen" (Reaktionen, die infolge eines Dressurvorganges nur auf Kombinationen ganz bestimmter Reize eintreten). Im Einzelfall ist natürlich bald die eine, bald die andere Komponente von grösserer Wichtigkeit. In einem Motivbündel besteht ferner „die Tendenz, dass der ethisch höchstwertige Implus bewusstseinsdominant, der elementar triebhafte aber dynamisch dominant wird". Diese Regel ist wichtig für unsere Lehre vom „Überbau". Wir können darum Waitz nicht recht geben, wenn er alle möglichen Motive des Kindermordes der Arioi anerkennt, den „Hauptgrund" aber in den religiösen Tabugesetzen sieht (345). Das könnte gelten nur im Sinne der „Bewusstseinsdominanz", und auch nur in der weniger. Hier aber kommt es auf die dynamische Dominanz an. Und die lag zweifellos im *Geltungsdrang* teils adliger Sippen, teils Einzelner. Die religiöse Motivierung ist darum nicht minder real als andere Motive: aber sie ist doch nur *die ideologische Bahnung der Lebensinteressen.* Ob man den Nachdruck auf diese Lebensinteressen legt oder auf ihre „Bahnung", bleibt sich gleich. Alle Motive sind Integrale. Man kann sagen: erst durch die vitalen Interessen erhält die ideale Motivierung ihre Stosskraft. Oder auch umgekehrt: man würde sich nicht wohl gefühlt haben mit dem Gedanken: wir bringen unsere Kinder um, (*a*) wegens Übervölkerung, (*b*) aus Kasten- und Familieninteresse, (*c*) weil wir Blendlinge nicht dulden wollen, (*d*) um unsere Vorrechte zu erhalten, (*e*) weil wir selber das Leben geniessen wollen, usw.; erst die mythologisch-ideologische Krönung: „der Gott will es, uralt ist sein heiliges Gebot", schafft *eine ausreichende psychische Anpassung*, erst sie macht *dieses* Leben mit *diesen* Notwendigkeiten wieder schön, erst sie *ermöglicht* die Reaktion überhaupt und bringt sie ins Gleiten.

Die Arioi als Vorbild.

Wir haben bereits gehört, wie hoch die Arioi auf allen Gesellschaftsinseln in Ansehen stand (346), wie man die Mitglieder geradezu für eine höhere Art von Menschen hielt (347). Die Häuptlinge und Angehörigen der Adelskaste sahen sie gerne bei sich (348), während bei den Angehörigen der mittleren Klasse wohl auch die Furcht vor ihren Terrorakten mithineinspielte (349). Es ist beinahe selbstverständlich, dass die Arioi auf ihren Fahrten

die Wertungen ihrer Lebenshaltung wie ein Kontagium verbreiteten und damit zum Teil auch, wenigstens in Andeutungen, diese Lebenshaltung selbst, die zum gesellschaftlichen „Standard", zum Richtmass dessen, was schicklich und vornehm ist, wurde. Der Glaube an die Göttlichkeit der Institution begünstigte die Adoption von seiten des Volkes. Lehmann glaubt, die Arioi habe viel zum Verfall der Tabusitten auf den Gesellschaftsinseln beigetragen (350). Insbesondere aber wurde die Sitte der Kindstötung vorbildlich. Das Volk und die „Könige" ahmten die Arioi in diesem Punkten nach (351); die Häuptlinge machten es der „königlichen" Famile nach, die mit gutem Beispiele voranging (352). Die Adligen dienten wieder den Raatiras als Vorbild (353). Die ganze Insel wurde infiziert. „Denn hier, wie in allen Ländern urteilt und handelt das gemeine Volk mehr nach dem Beispiel seiner Obern, als dass es sich durch seine eigene Vernunft leiten liesse. Daher haben auf der ganzen Insel alle Eltern die freie Wahl, ob sie ein Kind auferziehen oder umbringen wollen. Diese unnatürliche Sitte ist aber wahrscheinlich bloss durch das Beispiel der Errioys entstanden, und das Unheil, das diese Elenden stiften, geht über alle Beschreibung; sie breiten ihre zügellosen, verworfenen Grundsätze wie die Pest immer mehr und mehr aus, und was das schrecklichste ist, sie selbst schwärmen beständig von Insel zu Insel herum, und streuen auf diesen überall dieses furchtbare Gift aus" (354). Wilson schreibt: „Dieser Gesellschaft wegen ist die Zahl der Weiber so geringe, und andere scheussliche Laster so allgemein" (355). Diese Äusserung kann indessen nicht so verstanden werden, als hätten die Arioi vorzugsweise Mädchen umgebracht, sondern nur so, dass das Volk, das sie nachahmte, mehr Mädchen als Knaben tötete, was Wilson auch bestätigt (356). Als Wilson auf einer Fussreise nach Pare kam, erfuhr er, dass hier die Kindstötung in allen Ständen ganz gewöhnlich sei, nicht bloss bei den Arioi (357). Die Arioi sanktionierten die Kindstötung (358), und so kann es nicht Wunder nehmen, dass gelegentlich die Gesellschaft *als solche* unter den „Gründen" der Kindstötung aufgezählt wurde (359). Es ist möglich und wahrscheinlich, dass die Missionare (auch Ellis) den Umfang und das Ausmass der Kindstötungen etwas übertrieben haben, damit ihre Abschaffung und die Unterdrückung der Arioi-Gesellschaft durch die Mission in um so hellerem Lichte erschienen. So möchte de Bovis die Kindstötung nicht einmal als wesentliche Ursache der Entvölkerung gelten lassen (360); Mütter mit 15 Kindern seien keine Seltenheit gewesen. Dies ermahnt zur Vorsicht. Aber de Bovis befolgte die Methode des Hineinfragens (s. oben), und wenn er sich danach erkundigt hat, ob es denn gar keine kinderreichen Mütter gegeben habe, so hat er natürlich nachdrücklich den gegenteiligen Bescheid erhalten. Er berichtet selbst, dass etwa jedes dritte junge Mädchen, das schwanger wurde, abortierte (361). Man darf aber wohl das Urteil eines vorurteilslosen Berichterstatters festhalten, dass die Schuld der Arioi an der Kindstötung übertrieben wurde (362).

An der hohen Wertung der Kinderlosigkeit, die in weiten Kreisen geherrscht haben muss, kann aber nicht gezweifelt werden. Kinderlosigkeit war eine Ehre, Vater-und Mutterschaft galten vielfach als beschwerlich, und in der Arioi waren sie „unmöglich". Cook fiel es schon auf seiner ersten Reise (1769) auf, dass die Arioi sich die Kinderlosigkeit zur Ehre anrechneten. „They are so far from concealing it that they look upon it *as a branch of freedom upon which they value themselves*" (363). Auch Georg Forster fiel es auf, dass die Arioi eine Ehre darein setzten, keine Kinder zu haben. „Als Tupaya hörte, dass der König von England eine zahlreiche Familie habe, dünkte er sich weit vornehmer als der König zu sein, bloss weil auch er, als ein Errioy, keine Kinder hatte. Kapitän Cook hat uns

diese Anekdote mehrmalen selbst erzählt. Fast in allen Ländern ist's eine Ehre, Vater zu heissen; wenn aber zu Tahiti ein Errioy jemandem den Vaternamen beilegt, so hat er es als einen verächtlichen Schimpfnamen und Vorwurf anzusehen" (364). Die Verpöntheit der Mutterschaft bei den Arioi musste den Missionaren als Eingebung des Satans erscheinen. „Es ist in Otaheiti ebenso schimpflich für ein Frauenzimmer, als Mitglied der Gesellschaft schwanger zu werden, als bei uns ohne Ehemann", schrieb J. R. Forster (365) und brachte mit diesen Worten die Verschiedenheit der moralischen Wertung, aber auch ihre Stärke gut zum Ausdruck. Für eine Frau, die der Arioi angehörte, bedeutete Mutterschaft geradezu eine Enttabuierung; sie wurde schmachvoll ausgeschlossen (366), wurde wieder noa, d.h. ein gewöhnliches Weib. Darauf weist auch die Sitte hin, dass die Frauen der Arii einige Zeitlang nach der Geburt eines Kindes von der Vorschrift, sich füttern zu lassen, befreit waren (367).

Dass „Kinderhaben" überhaupt in der Auffassung vornehmer Arioi geradezu als eine Art Tabubruch galt, belegt unübertrefflich die Erzählung Blighs: bei einem Besuche bei einem vornehmen Arioi musste Bligh, als es „herauskam", dass er Kinder hatte, ihm für diese noch extra Geschenke machen (368, vgl. o. S. 49 f.).

Wie sehr die Arioi den *Geltungsdrang* beflügelte, geht daraus hervor, dass die *Kindstötung geradezu ein Mittel zum sozialen Aufstieg* werden konnte. Der Missionar Williams konstatierte, dass durch die Tötung von Kindern aus unebenbürtigen Verbindungen die Partei der „pars inferior" progressiv im Rang aufstieg. Der Grad der erreichten Auszeichnung entsprach der Zahl der getöteten Kinder, sodass schliesslich Parteien, die anfangs ungleich gewesen waren, nun als im Rang einander entsprechend galten und weiterer Nachwuchs am Leben bleiben durfte (369)! Man bekommt damit einen starken Eindruck von der sinnlosen Wucht der Ideologie.

Aus J. R. Forsters Mitteilungen geht hervor, dass schon Schwangerschaft etwas war, was man innerhalb der Arioi nicht gern sah und was „eigentlich nicht vorkommen sollte". Darauf weist auch de Bovis' Ausdrucksweise hin: „Mais l'Arioi auquel il naissait un enfant était réputé infâme et chassé de la Société s'il ne le tuait aussitôt" (370). Es scheint so, dass eine Arioifrau, die sich schwanger fühlte, sich mit ihrem Gatten oder Liebhaber solange in die Einsamkeit zurückzog, bis das Kind geboren und beseitigt war. Die Missionare von der „Duff" erzählen: „Heute kam einer der Arreoys, Bruder Henry's Tayo, mit seiner schwangeren Frau zu uns. Sie wollten Abschied von uns nehmen, um während ihrer Abwesenheit, nach der Sitte dieser teuflischen Gesellschaft das Kind zu ermorden, das geboren werde würde. Wir benutzten diese günstige Gelegenheit, ihnen die Scheusslichkeit dieses Gebrauchs vorzustellen. Das Gefühl der Zärtlichkeit erwachte bei der Mutter, und sie schien geneigt, ihres Kindes zu schonen; aber der verhärtete Anführer blieb hartnäckig bei seinem Vorsatze. Zwar gestand er ein, dass es eine blutige Tat sei, dagegen aber führte er immer das Herkommen, den Verlust aller seiner Vorrechte, imgleichen die Auflösung der Gesellschaft an, wenn sein Beispiel allgemein werden sollte. Wir erboten uns, für schwangere Frauen ein Haus zu bauen, und alle Kinder, welche sie zur Welt bringen würden, unter unsere unmittelbare Obhut zu nehmen. Wir bedrohten ihn mit dem unfehlbaren Verluste unserer Freundschaft, falls er diese unnatürliche Handlung begehen würde, und versicherten ihnen, dass der Eatua, unser Gott, ihn unausbleiblich dafür bestrafen würde. Er erwiderte darauf, er wolle, sobald er die Arreoes wirklich für solche Handlungen von dem Eatua bestraft sehe, davon ablassen. Indes warf er die Frage auf: ob denn ihre Vorfahren wegen solcher Gebräuche gelitten hätten?

Unsere Brüder ermangelten nicht, ihm den Zorn der Gottheit gegen alle ungerechten und schlecht handelnden Menschen vorzustellen. Darauf ging er traurig hinweg; aber dem Anscheine nach nicht entschlossen, von dem Übel und der Gefahr auf seinem Wege abzulassen. Einige Tage nachher kam er wieder und versprach, das Kind, wenn es lebendig zur Welt käme (!), zu uns zu bringen; und als er uns zum zweiten Male mit seiner Frau besuchte, erneuerte er sein Versprechen, bei dem Verluste unserer Freundschaft, wenn er nicht Wort hielte" (371).

Es scheint auch, dass manche Arioi — offenbar während dieser Zeit der Zurückgezogenheit — das Kind nicht getötet, sondern versteckt und somit ihre Elternschaft geheim gehalten haben (372). Denkbar ist sogar, dass angeblich adoptierte Kinder in Wahrheit die eigenen Kinder waren.

G. Forster hatte in England Gelegenheit, sich mit dem Tahitier Omai über die Arioi-Gesellschaft zu unterhalten und erfuhr dabei, dass die Mütter niemals ihre Einwilligung zu der Tötung gäben. Die Männer und andere Arioi überredeten sie aber, die Kinder fortzugeben; wenn aber Bitten nichts nützten, gebrauchten sie zuweilen auch Gewalt. „Vor allen Dingen aber, setzte er hinzu, würden dergleichen Mordtaten so ganz insgeheim verübt, dass auch nicht einmal die Tautaus oder Bedienten des Hauses etwas davon erführen weil, wenn es ruchbar würde, der Mörder mit dem Leben dafür büssen müsste" (373).

Man wollte also nicht, dass die Arioi ihre Kinder „ermordeten", sondern einfach, dass sie „keine hatten". Im Gegenteil, wenn man von den Umständen der Beseitigung zu viel bemerkte, so gab das Anlass zum Skandal. So ist wohl auch die Auskunft zu verstehen, die Forster auf Raiatea erhielt, „dass die Errioys selten Kinder bekämen" (374) [1]). Man vergleiche damit die törichte Einstellung älterer Schriftsteller, die auf das Datum „Kindstötung" besinnungslos mit der Deutung Grausamkeit, Brutalität usw. reagierten.

Vom Standpunkt der europäischen Moral erschien der Gegensatz zwischen der „Unmenschlichkeit" der Kindstötung und der Gutherzigkeit und Menschenfreundlichkeit der Tahitier, die man doch auch konstatierte, unlösbar, wenn auch Forster einer Lösung mit der Erklärung aus der „leidigen Gewohnheit" recht nahe kam (375). Zahlreiche Berichte versichern uns, dass die tahitischen Ehefrauen die zärtlichsten Gattinnen und die sorgsamsten Mütter gewesen seien (376) [2]). Auch Ellis bemerkte die entschiedensten Beispiele elterlicher Zuneigung und wurde tief gerührt, wenn er eine Mutter, von der er wusste, dass sie vier,

---

1) Forster zieht allerdings hieraus einen ganz anderen Schluss, nämlich den auf physiologische Unfruchtbarkeit. „Sie müssen also ihre Weiber und Beischläferinnen wohl aus der Klasse der gemeinsten, lüderlichen Dirnen hernehmen und, sowohl aus diesem Grunde, als wegen ihrer ausgelassenen Wollust, selten in den Fall geraten, ein unglückliches Kind aufzuopfern". Es ist natürlich auch möglich dass da, wo Frauen ihre Liebhaber oft wechselten, Konzeptionen überhaupt seltener waren.

2) „Sie sehen besonders darauf, die Glieder des Kindes gerade und geschmeidig zu erhalten. Fast nie sieht man im zarteren Alter einen Krüppel unter ihnen. Doppelte Glieder sind gänzlich unbekannt, und ein mit dergleichen Schwäche behaftetes Kind würde die grösste Schande auf die Mutter werfen. Selbst ein Fremder steht nicht an, die Mutter auch des geringsten Fehlers wegen, den er an ihrem Kinde bemerkt, zu tadeln, und ihr den Mangel an Einsicht und Erfahrung beim Warten zuzuschreiben: ist daher das Kind nicht gänzlich verkrüppelt zur Welt gekommen, welches selten der Fall ist, so wissen sie ihm die gehörige Form zu geben. Hinkende oder krummbeinigte Personen findet man fast auf der ganzen Insel nicht, und überhaupt sahen wir auf dieser nur drei buckligte Knaben" (576). Auch diese Seltenheit von Anomalien ist ein Ergebnis der Kindstötung, die dann, wenn sie Missgebildete erfasste, natürlich selektorisch wirkte.

fünf oder sechs Kinder getötet hatte, mit grösster Zärtlichkeit und Freude mit ihrem Säugling umgehen sah. Die ganze Welt kenne keine zärtlicheren Eltern als Tahiti. Allerdings verfällt er einer groben Selbsttäuschung, wenn er meint, das Christentum habe solche Gefühle „wiederbelebt" und neu („originally") in die menschliche Brust gepflanzt. Denn solche Gefühle haben niemals gefehlt, wie die älteren Berichte zeigen.

Die Tötung des Kindes wurde schon während der Entbindung ausgeführt, oder man erstickte das Neugeborene, indem man ihm einen nassen Lappen auf Mund und Nase legte (377). Wenn das Kind auch nur eine halbe Stunde gelebt hatte, „durfte" es nicht mehr umgebracht werden (378); in Wahrheit war man wohl nach Ablauf einer solchen Zeit garnicht mehr zur Tötung fähig, was auch erheblich gegen Rohheit und Brutalität spricht. Wenn Vater oder Mutter geneigt waren, das Kind zu bewahren, so war es manchmal, aber nicht immer gerettet. Wenn die Mutter das Kind nicht wollte, so war nichts zu machen. Wollte sie es aber behalten, so fügte sich der Vater des öfteren, besonders wenn es gelang, die Verwandtschaft zuzuziehen und dadurch Zeit zu gewinnen. „Selbst die Unempfindlichsten gewinnen mit der Zeit ihre Kinder so lieb, wie es nur bei dem verfeinertsten Volke der Fall sein kann". Häufiger rettete man Knaben als Mädchen, worauf die unnatürliche Proportion der Geschlechter zurückzuführen ist (379). Konflikte zwischen der Mutter und dem Vater oder den Verwandten waren häufig, wobei die Mütterlichkeit mit den Motiven falschen Stolzes im Kampf lag (380).

Soziologische Struktur der Arioi.

Unsere Untersuchung ist soweit gediehen, dass wir nunmehr die Frage erörtern können, was für Menschen in der Arioi der Siebung unterlagen.

Die enge Verbindung der Arioi mit der Adelskaste ist mehrfach erwähnt worden. Die Berichte der beiden Forster nennen aus eigener Kenntnisnahme zahlreiche Persönlichkeiten, die zu der Gesellschaft gehörten. Pomare war mindestens zeitweilig mit der Arioi verbunden und verdankt ihr als Exekutive zum guten Teil die Errichtung seiner Despotie. Auch sein Sohn Tu war Arioi, ferner unter anderen die Oberhäuptlinge Boba von Tahaa, Puni, der Fürst von Borabora, Raiatea, Tahaa, Maurua und Tubuai; „und viele andere mehr, Leute von dem Geschlechte der Ehrihs oder Fürsten auf diesen Inseln, die sich alle untereinander für Verwandte ansehen" (381).

Anscheinend traten aus jeder vornehmen Familie einer oder mehrere Leute in die Arioi ein (382); die Siebung war also ursprünglich weniger eine personale als eine *familiäre* oder *Sippensiebung* [1]). Wie weit dieser Charakter festgehalten werden konnte, d. h. wie weit die Sippe — bei der Generationslosigkeit und individualistischen Tendenz der Gesellschaft — wirklich ihren Einfluss in dieser geltend machen konnte, wurde schon erwähnt; ebenso, dass die Sippe möglicherweise die jüngeren Söhne in die Arioi abschob. Hier hatten sie angewiesene Ländereien und Tautaus, die sie bebauten und sie damit in Nahrung setzten. Dies gilt natürlich nur für die Vornehmeren. Die Arioi, die als „strolling players" durchs Land zogen und die Leute mit Theaterspielen und Tanzen unterhielten, waren wieder ganz andere.

1) In Taklakot in Westtibet gab es einen ähnlichen Fall von familiärer Siebung, in dem aus jeder guten Familie ein Knabe unweigerlich in den Priesterstand eintreten musste (383). Ähnliche Fälle sind aus der europäischen Adelsgeschichte wohlbekannt.

Dieser Gegensatz kann wohl auch den Widerspruch erklären zwischen den jüngeren, ausführlicheren Untersuchungen Ellis und Moerenhout, nach welchen die Arioi nicht auf eine bestimmte Volksklasse beschränkt war, und älteren Berichten, wonach angeblich niemand aus der „gemeinen Volksklasse" zugelassen, die Arioi ganz aristokratisch und auf Leute von höherem Rang beschränkt war (384). Nach Bligh rekrutierte sich „die" Gesellschaft aus Männern, die sich durch Tapferkeit und sonstige Verdienste ausgezeichnet hatten (385). Sehr merkwürdig drückt sich J. R. Forster aus, wenn er die Arioi als Personen von einem mittleren Stand bezeichnet und zwischen die „Manahune" oder (?) „yeomen" und die „Ehrihs" stellt, ihnen Anteil an der Regierung und Eigentum abspricht und sie „zur Unterhaltung des Publikums" herumreisen lässt (386). De Bovis, der an einer Stelle die Arioi schlechthin „aristokratisch" nennt, hat doch nicht übersehen, dass sich die Staffelung der tahitischen Gesellschaft in der Arioi wiederholte. „Es gab Arioi von verschiedener Bedeutung: die Einen waren nichts als die Bedienten der Anderen". Die Vorrechte entsprachen dem Rang (387).

Gerne wüssten wir, in welchem Massstabe die einzelnen Gesellschaftsklassen in der Arioi vertreten waren. De Bovis' Angabe, fast der fünfte Teil der Bevölkerung jeder Insel sei in der Arioi vertreten gewesen (388), nützt uns wenig, obwohl sich die Arioi damit als wesentlich exklusiver ausweist, als die melanesischen Gesellschaften. Aber schon die Abschätzung des zahlenmässigen Verhältnisses der Gesellschaftsklassen selbst macht Schwierigkeiten. Die ersten Besucher Tahitis standen offensichtlich unter dem Eindruck, dass die Adelskaste sehr zahlreich besetzt war, zahlreicher, als es den sonstigen Vorstellungen von einer Adelsschicht — die ja meist nur dünn ist — entspricht. Daher ja dann das Problem der zu starken Vermehrung dieser Kaste. In der Arioi waren die Adligen wohl noch stärker vertreten, als nach ihrem Anteil an der ganzen Bevölkerung zu erwarten wäre. Sehr schwer ist zu sagen, wer die niedrigen Grade der Arioi besetzte. Soweit sie Bediente und Gefolgsleute der höheren Arioi waren, rekrutierten sie sich wohl aus den Manahune, aber zweifellos waren auch abgesunkene Adlige darunter. Tu und seine Gemahlin wurden von einer Anzahl von Trägern, Aufwärtern und Günstlingen begleitet, die als raa oder heilig galten, unverheiratet lebten und nur das hohe Paar zu bedienen hatten, im übrigen aber sich durch „Diebstahl, Plünderung und Unsittlichkeit" hervortaten (389). Auch Ellis und Arbousset (390) erwähnen den Anhang des Fürsten, der aus Schmeichlern und Nichtstuern bestand, es sich aber an seiner Tafel wohlsein liess, den Raatira ihre Schweine wegnahm und ihre Äcker ausplünderte.

Stellten die *Manahune* das Kontingent der Spieler und Tänzer? Wahrscheinlich, — man kann sich schlecht vorstellen, dass die sesshafteren und arbeitsameren Raatira ein Leben von fahrenden Spielleuten hätten führen sollen. In welchem Grade waren überhaupt die Raatira in der Arioi vertreten?

Die *Raatira* scheinen der Stand gewesen zu sein, der den Arioi verhältnissmässig am fernsten stand. Sie übten die Kindstötung vielleicht in geringerem Grade, wenn sie auch nicht davon freizusprechen waren (391). Während die Adligen und das niedere Volk die Arioi in grossen Ehren hielten, respektierten die Raatira sie keineswegs (392), denn sie waren es ja, auf deren Kosten die Schmausereien der Arioi gingen, und die unter ihren Terrorakten am meisten zu leiden hatten (393). Wenn man die Dauer der Gesellschaft auf längere Zeit ins Auge fasst, so waren die Raatira sogar die aussichtreichste Konkurrenz der Arioi-Organisation. Sie waren als erbliche Grundbesitzer unabhängig und zum Teil reich.

Die Geringsten unter ihnen besassen 8—40 Hektar Ackerboden. Ein gewisser Gewerbefleiss zeichnete sie aus; sie stellten Stoffe und Waffen, Häuser und Boote her (394). Ihr Gott war Tane, der Gott der Zimmerleute, Bootmacher und Hausbauer (395), nicht Oro [1]). „Habitués aux travails, endurcis à la fatigue, ils étaient encore animés par les sentiments d'attachement au sol, et d'intérêt personel, beaucoup plus puissants que dans les autres portions de la population". Die grössten Raatiras genossen eine gewisse Autorität beim Volke. Sie waren pünktlicher, mässiger und fleissiger als das übrige Volk. Ihr Einfluss war so gross, dass der Oberhäuptling ohne ihre Einwilligung nichts unternehmen konnte. Kriegserklärungen, Flottenexpeditionen waren an ihre Zustimmung in den Ratsversammlungen gebunden. Selbst kleine Raatiras sagten furchtlos ihre Meinung. In den grossen Versammlungen der freien Männer verglich der Redner den Arii rahi wohl mit dem Mast, die Raatiras mit den Tauen des Staatsschiffes (396). „Les raatiras, semblabes aux barons du système féodal, tenaient le peuple dans un état d'asservissement complet, et en tiraient non seulement une portion du produit des terres, mais encor un tribut de services militaires et travaux collectifs" (397). Kein Wunder, wenn der Pöbel sich also gelegentlich der Arioi anschloss, um die Raatira auszuplündern.

Eine gewisse Unstimmigkeit der Angaben liegt darin, dass die Raatira als die Kriegsleute von Profession bezeichnet werden. Dieser „Mittelstand" war in Kriegszeiten der wichtigste, „car elle faisait la force des armées". Der Krieg war das Wichtigste für sie, das Ziel des Lebens. Darum wurden vermutlich in dieser Klasse mehr Mädchen als Knaben getötet, weil man diese zu Kriegern aufziehen wollte (398). Nun werden aber auch gerade die Arioi als Taatatoa oder Krieger bezeichnet (399). Diese aber waren nicht Raatira von Herkunft sondern Arii (400). Man könnte daraus die Vermutung ableiten, dass in den Sippenfehden Tahitis Heere van Raatiras und Arioi gegen einander aufgetreten sind. [1]) Wir haben dafür keine Belege. Nach DE BOVIS ist es wahrscheinlicher, dass die Arioi-Organisation als solche keine politischen Ziele verfolgte. Im Kriege unterordneten die Arioi sich ihren Häuptlingen. *„Ils trouvaient leurs cosociétaires dans le camps ennemi sans avoir jamais imaginé qu'il en put être autrement"*. Sie waren Krieger, die ihren Herren treu dienten und dafür im Frieden allerlei Vorrechte, alle Bequemlichkeiten eines epikuräischen Daseins genossen, ohne jemals politische Ambitionen zu haben (401). Das mag gelten für die grosse Masse der Arioi — aber kaum für die führenden Mitglieder des Ordens, die sich ihrer als Exekutive bedienten.

Die Arioi-Gesellschaft ist gegenüber anderen geheimen Gesellschaften durch gewisse Unterschiede gekennzeichnet. In kaum einer historisch bekannten, geheimen Gesellschaft ist der Charakter der Initiation, der Einführung ins Leben von Jüngeren durch Ältere in solchem Grade zurückgebildet wie in der Arioi. Wohl ist er noch erkennbar: Ein langes Noviziat besteht, in dem sich der jüngere Mann im Gehorsam gegen die Älteren und höher Graduierten üben muss. Aber gerade hier zeigt sich die Eigenentwicklung der Arioi: Das Verhältnis der Novizen und niederen Grade zu den höheren hat sich von der Initiation verschoben zu einer Art von Lakaientum. Nicht mehr der Gegensatz der Generationen ist entscheidend, sondern der Gegensatz der Herkunft; nicht mehr der Gegensatz von Alt und Jung, sondern der von Hoch und Niedrig. In den bekannten Einführungsriten der Jünglingsweihen lernen die jüngeren Männer Ehrfurcht und Gehorsam gegen ältere; in der Arioi

1) Und der Kult Tanes lag ja auch im Kampf mit dem Oros (325a).

kommt es darauf an, dass der niedrig graduierte Manahune den hochgraduierten Arii zu füttern und zu unterhalten versteht.

Den Arioi schloss sich auf ihren Wanderungen noch ein Haufe Volks beider Geschlechter an, der sie mit Nahrung und Kleidern versah und eine Art von dienstbaren Geistern darstellte. Dafür durften diese Leute an den Festen und Banketten der Arioi teilnehmen, genossen aber nicht dieselben Ehren. Sie hiessen *Fauaunau* (Ellis), weil sie ihre Nachkommenschaft nicht zu vernichten brauchten, wovon die regulären Mitglieder nicht befreit werden konnten (402). Moerenhout bezeichnet diese Leute als „aspirans". Wahrscheinlich handelte es sich um eine Siebungsgruppe von Landstreicher- und Zigeunercharakteren, die sich an den Abfällen der Arioi gütlich taten und sich nebenbei auch etwas in ihrem Ruhm sonnten. Sie werden wohl überwiegend oder ganz der Schicht der Manahune angehört haben, die ja Dienstleute, aber frei beweglich waren. Für viele von ihnen wird dieses Lakaientum das Sprungbrett in die Arioi selbst dargestellt haben, worauf Moerenhout's Bezeichnung „aspirans" hinweist. Wenn sie sich den höheren Arii angenehm zu machen wussten und die nötige Ausdauer in servilem und devotem Verhalten hatten, konnten die selber Arioi werden.

Der zweite, wichtige Unterschied gegen andere Geheimbünde ist die Zulassung von Frauen. Sie steht zum Teil im Zusammenhang mit dem Lakaientum. Besonderer Aufnahmezeremonien bedurfte die Zulassung nicht. Diese fand wohl einfach im Gefolge der Aufnahme der Männer statt, ähnlich wie bei den Tabakgesellschaften der Krähenindianer (403). Die Zahl der Frauen war aber weit geringer als die der Männer. Alles weist darauf hin, dass es wohl ausschliesslich Frauen von vornehmer Herkunft, Gattinnen und Maitressen initierter Männer waren, die in der Arioi waren. Wenn wir erklären wollen, wie ihre Aufnahme zustande kam, müssen wir uns die *Stellung der Frau* in Tahiti klarmachen.

Der Ausgangspunkt für die Bewertung der Frau ist das historische Schicksal der Vermischung der Männer eines erobernden Herrenvolkes mit Frauen der einheimischen Urbevölkerung. Daraus ergab sich eine Einstellung zur Frau, die Spuren von „Ambivalenz" erkennen lässt und sich nach der sozialen Seite in einer eindeutigen Unterordnung der Frau und ihrer Unterwerfung unter zahlreiche Tabugesetze auswirkte (404). Der Mann war himmlischer Abkunft, die Frau irdischer. Wenn zwei Familien sich durch Heirat verbanden, so wurde die des Mannes papa nia (obere Ebene), die der Frau papa raro (untere Ebene), genannt (405). Die Frau war Dienerin des Mannes, der mit ihr machte, was er wollte. Die Mahlzeiten nahmen beide Geschlechter getrennt ein, es war verpönt, dass beide dieselben Trinkschalen benutzten (406). Die Frauen durften kein Schweinefleisch essen, überhaupt behielten die Männer die besten Sachen für sich, wenn sie sie nicht den Göttern opferten (407). Auch die heiligen Stätten durften Frauen nicht betreten; sie mussten vielmehr draussen bleiben und sich in angemessener Entfernung halten (408). Fischerei, Tempeldienst und Kriegsdienst waren die einzigen, würdigen Beschäftigungen, auch die einzigen, würdigen Gründe, aus denen heraus man Kinder aufziehen wollte (409). Ich habe auf die Konsequenzen schon hingewiesen.

Zu dieser religiös aufgebauten Wertsetzung stand nun aber die tatsächliche Geltung und Behandlung der Frau oft in sonderbarem Gegensatz. Zwar behauptet King, die Frauen würden von ihren Männern mit Härte und Brutalität behandelt, oft unbarmherzig verprügelt, sodass von Zuneigung keine Rede sein könne (410). Das trifft aber nach besseren Informationen nicht zu. Natürlich wird es Männer gegeben haben, die brutal sein konnten, vor

allem in Kavarausch [1]). Aber im Ganzen wurden die Frauen „mit ebensoviel Güte und Artigkeit behandelt als in anderen zivilisierten Ländern" (411). Diese Mitteilungen sind wichtig. Sie deuten darauf hin, dass anlagemässige Eigenschaften sich trotz der sozial-religiösen Ideologie durchsetzten, dass sie also dem Dogma von der Inferiorität und dem Profancharakter der Frau nicht mehr angepasst waren. Oder, anders ausgedrückt: Dieses Dogma hatte sich „überlebt". Es stammte aus einer Zeit, wo Rassenunterschiede zwischen den Männern und Frauen es rechtfertigen mochten. Nun aber waren diese Unterschiede geschwunden. Die Diskrepanz zwischen dem natürlichen Empfinden und der religiösen Tradition schaffte sich ein Ventil in der Arioi, in der auch Frauen zu Anerkennung und Geltung kommen konnten.

Dass die Mädchentötung, die gerade auf die Unterbewertung der Frauen zurückging, dazu führte, sie selten und damit begehrt und umworben zu machen, wurde schon erwähnt.

Aber noch eine dritte Ursache kommt in Betracht. Die tahitische Erbfolge liess auch Töchter zur Häuptlingsschaft zu. Tahitis Geschichte ist voll von den Taten energischer und unternehmungslustiger, adeliger Frauen, von Purea angefangen bis zu Arii Taimai selbst, die diese Erscheinung deutlich genug heraushebt: „Die Frauen spielen eine bewunderungswerte Rolle in der Geschichte der Insel. Beim Fehlen von Söhnen erbten die Töchter die Häuptlingswürde und den Landbesitz, der an die Namen oder Titel der Häuptlinge gebunden war, und diese weiblichen Häuptlinge aus eigenem Recht waren ungefähr die gleichen Persönlichkeiten wie die weiblichen Herrscherinnen der europäischen Geschichte; sie treten in der Geschichte der Insel ebenso bedeutsam hervor wie Katharina von Russland oder Maria Theresia von Österreich, oder Marie Antoinette von Frankreich, oder Marie Louise von Parma in der europäischen Politik. Ein weiblicher Häuptling, der diesen Rang hatte, war von seinem Gatten oder einem anderen Häuptling unabhängig; sie hatte ihren Sitz oder Thron in den Marae, auch wenn ihr Gatte dort keinen Zutritt hatte; war sie ehrgeizig, vermochte sie Kronen für ihre Kinder zu gewinnen oder zu verlieren, wie dies Operea erfahren musste, die Freundin von Wallis, unsere Grosstante Purea und ihre Nichte Tetuanui Reiaiteatea, die Mutter des ersten Königs Pomare" (412). Schon den Entdeckern Tahitis fielen die physischen Unterschiede zwischen den vornehmen Frauen und denen der niedrigen Volksklasse auf, vor allem ihr höherer und stärkerer Wuchs (413). Die politische Betätigung der Frau war natürlich von biologischen Folgen begleitet und auch von politischen, wie Arii Taimai andeutet und ausführt: „Wenn eine Familie einmal durch eine Frau zugrunde gerichtet werden soll, so kann dies vielleicht in gründlicher und doch glänzender Weise durch die Frau geschehen, die sie gleichzeitig berühmt macht" (414).

Nicht immer setzen die Frauen ihren Geltungsdrang für ihre Sippe in Aktion. Es musste auch zu „individualistischen" Auswirkungen kommen. Solche Emanzipationstendenzen fing die Arioi ab und gab ihnen Nahrung. In der Arioi fielen die lästigen Tabubeschränkungen für die Frauen weg (415). Sie fanden hier — freilich auf Kosten des Nachwuchses — Freiheit und Gleichheit, ja Überlegenheit. Die Arioi musste ein Anreiz für energische und begabte Frauen sein. Der Eintritt bedeutete für sie ein Avancement, das relativ noch grösser war als das der Männer.

In diesem Zusammenhang sei auf eine interessante Parallele der *Ulitao*-Gesellschaft auf den Marianen hingewiesen, die bekanntlich das mikronesische Analogon der Arioi dar-

1) Angabe Turnbulls.

stellt. Hier wurde alles, was die Ehre und Bewahrung einer adeligen Familie betraf, Kriegs- und Friedensfragen von einem Rat geregelt, der sich aus den Häuptern der Familie zusammensetzte, Der Angeklagte verteidigte sich selbst. Diese Gerichte hiessen tadio. Das Interessante ist nun, dass die *Maolitao*, d. h. die Mädchen, die das Junggesellenhaus besuchten, den Gerichtssitzungen beiwohnen durften, ohne aber dazu verpflichtet zu sein, wie verheiratete Frauen. Jungfrauen waren ausgeschlossen. „En general une maolitao, quelque jeune qu'elle fut, jouissoit de plus de considération qu'une personne de son sexe, avancée en age, qui s'étoit maintenue dans la chasteté" (416). Auch hier führte also die Verbindung mit der Geheimorganisation zu Einfluss und Geltung.

Wir wissen aus zahlreichen Quellen, dass die vornehmen, tahitischen Frauen mit ihrer Gunst sehr freigiebig waren, ohne dass es ihnen Schande machte, oder die Gatten es ihnen verwehrten (417); und wissen ferner, dass sie gerade persönliche Bediente zu ihrem Umgang erkoren. Solche Frauen werden oft ein Interesse daran gehabt haben, ihren Günstlingen die Mitgliedschaft in der Arioi zu verschaffen. Da die Kinder aus solchen Verbindungen Adliger mit niederen Leuten nicht leben bleiben durften, erhielt die Kindstötung durch den Eintritt des Favoriten in die Arioi zugleich eine Sanktion.

Auch hier sind Siebungsvorgänge deutlich erkennbar. Bündige Nachrichten darüber haben wir von den Marquesas (s. o.). Hier gab es eine ganze Klasse (Vincendon-Dumoulin und Desgraz sowie Stewart zählen sie zu den „nicht tabuierten" Klassen) von wandernden Troubadouren und Sängern, die von Stamm zu Stamm zogen, als Dichter, Improvisatoren und Choreographen. Vincendon nennt diese Leute geradezu *Hokis* oder *Kaioas*, aber es ist klar, dass es sich nur um eine besondere, wahrscheinlich mehr periphere oder auch konzentrisch umliegende Siebungsgruppe der *Kaioi* handelt (419), die irrtümlich als pars pro toto genommen wurde, ähnlich wie im Schrifttum über Tahiti manchmal die „strolling players", manchmal die adeligen Müssiggänger als „die" Arioi erscheinen. Diese Hoki weissten sich wie Frauen (420) die Haut mit papa-Saft, achteten sehr auf ihre Person und wurden wegen dieser weichlichen Gewohnheiten verachtet. Stewart sagt (421): „The common class embraces all of the female sex of every rank and station, and all men engaged in their immediate service as personal attendants. It also includes such of the male sex as engage in the public songs and dances at their places of amusement, by which it would seem that the occupation among them looked upon as effeminate and degrading. All other men belong to the general tabu class". Und zum Überfluss erwähnt er (422) noch „a species of dandy", welche die Frauen im Gebrauch des papa-Saftes imitiere und es ängstlich vermeide, sich der Sonne auszusetzen; die aber infolgedessen der Tabu-Privilegien verlustig gehe (d. h. also wohl: *in die nicht tabuierte Klasse hinabsinkt*) und im übrigen aus Tänzern und Sängern bestehe. Williamson hält diese Leute für Männer von hoher Abkunft („men of high rank") (423). Sie wären demnach als sozial Abgesunkene aufzufassen. Aber Williamson irrt, wenn er meint, auf Tahiti sei Entsprechendes nicht zu finden [1]).

Aus den Mitteilungen von Cooks dritter Reise (425) können wir schliessen, dass es auch unter den Arioi Leute gab, die Angst vor der Sonne hatten und nicht aus dem Hause gingen, ihrer hellen Haut wegen. Auch das werden Leute von hohem Rang gewesen sein, und eine soziale Degradierung war damit nicht verbunden.

---

1) Bei den Subanos auf Mindanao gab es ebenfalls eine Sorte von Männern, die ehelos blieben und Weiberkleider trugen, dabei aber keusch lebten und geehrt wurden (424).

Dagegen wird uns auch von Tahiti berichtet: In verschiedenen Distrikten gebe es „Männer, die sich wie Weiber kleiden, mit diesen an der Verfertigung des Zeuges arbeiten, dieselben Nahrungsmittel zu sich nehmen und überhaupt denselben Gesetzen unterworfen sind als die Weiber. Diese dürfen auch wieder mit den Männern noch von ihren Speisen essen, sondern haben eigene Pflanzungen zu ihrem Privatgebrauche" (426). Also ähnlich wie Stewart berichtet: Männer, die sich wie Weiber halten und infolgedessen auch die gleichen Tabus zu beobachten haben.

Auf Tahiti hiessen diese Leute Mahu. Kapitän Wilson traf selber einen solchen, der sein Gesicht vor ihm verbarg. Er legte das zuerst als Scham aus, es sollte aber „ein weibischer Trick" sein. Diese Mahu lebten vollkommen wie Weiber, mit denselben Beschränkungen. Sie waren offenbar eine Sekte von Homosexuellen. „So verderbt sind diese armen Heiden, dass selbst ihre Weiber diese Menschen nicht verachten, sondern Freundschaft mit ihnen schliessen. Der, den wir hier sahen, war ein Tayo (Freund) von Iddiah (der Gemahlin Pomares I.). In Stoffarbeiten war er geschickt wie ein Weib (427).

Auf den Marquesas, wo die Lebensbedingungen rauher waren, stand das „Frauendienertum" in Missachtung. Im weichlicherem Tahiti gab es umgekehrt eine Möglichkeit zum sozialen Aufstieg. Die Duff-Missionare erzählen der öfteren (428) von Pomares I. Gemahlin Iddiah, die mit ihrem Gemahl (obwohl freundschaftlich zu ihm stehend), keinerlei eheliche Gemeinschaft hatte, sondern mit einem Manahune niederster Sorte, einem Tautau lebte, der ihr persönlicher Bedienter und ein Arioi war. Sie pflegte in Gegenwart von 20 Männern im Flusse zu baden, „indem sie selten oder nie ein Frauenzimmer zur Bedienung hat" (429). Die Gattin des zweiten Pomare lebte angeblich unterschiedslos mit allen ihren Bedienten (430). Vornehme Frauen scheinen das männliche Bediententum direkt gesiebt zu haben. Auf die Männer von geringerem Herkommen, welche die vornehmen Damen auf ihren Reisen als eine Art gehobene Bedienten — wir würden heute vielleicht sagen, als ihre Sekretäre oder Chauffeure — begleiteten, fiel ein Abglanz der Göttlichkeit ihrer Herrinnen.

Wilsons Tagebuch trennt die Homosexuellen, die ganz wie Weiber leben, scharf von den eigentlichen Frauenbedienten oder *Tutis*. „Es ist nicht ungewöhnlich, junge Leute des ersten Standes sich so erniedrigen zu sehen, obwohl ein solcher Weiberdienst sie von allen religiösen Feierlichkeiten ausschliesst" (431). Das Letzte war aber nur dann der Fall, wenn sie nicht Arioi wurden.

Die biologische Erklärung der geschilderten Zustände liegt nahe: Es handelt sich um ein gehäuftes Vorkommen sexueller Zwischenstufen aller Grade [1]). Auf der einen Seite weibische Männer, die „sorgsam für ihre Person sind", weibische Allüren annehmen, auf der anderen stark männliche Frauen. Wilson nennt die tahitischen Frauen „gross, von männlichen Zügen, minder heller Farbe". Er fügt auch hinzu, dass einige von ihnen hohe Würden bekleideten, keinerlei Speisetabus zu beobachten hatten und sehr frei lebten (432). Iddiah wird uns des öfteren als äusserst energische unternehmende, physisch starke, sehr

1) Natürlich waren solche Intersexe (die vielleicht mit der besonderen Rassenmischung Polynesiens zusammenhängen) immer noch eine Minderheit; aber eine Minderheit, die gross genug war, um soziale Wirkungen zu üben. — Natürlich ist noch nicht jede energische Dame, die politischen Ehrgeiz entfaltet, „maskulin". „Verdächtig" werden solche Fälle erst, wenn sie gehäuft und von mehreren von einander unabhängigen Beobachtern berichtet werden, und wenn ausserdem das Vorkommen femininer Männer feststeht.

begabte, „maskuline" Frau und gefürchtete Ringkämpferin geschildert (433). Und von Tetjua, Tus Gemahlin heisst es: „Sie hat ein gefälliges, offenes, obwohl männliches Gesicht" (434). Man würde den Schluss aus Intersexe nicht wagen, wenn uns nicht das Vorkommen psychisch abnormer, homosexueller und weibischer Männer ausdrücklich berichtet würde. Dabei musste es natürlich zu homotypischen Paarungssiebungen kommen, indem die maskulinen Frauen sich entsprechende Partner suchten oder doch solche, die normal, aber von geringerer Abstammung waren, an denen sie also ihre Macht- und Protektionsgelüste befriedigen konnten. Die Ehe mit dem adeligen, menschlich, männlich und sozial vollwertigen Gemahl, den ihnen die Heiratspolitik der Familie zugeschoben hatte, war dabei wahrscheinlich oft nur von vorübergehender Dauer oder bloss nominell. Iddiah lebt getrennt von Pomare, und Amo trennte sich nicht lange Zeit nach der Geburt seines Sohnes Teriirere von seiner Gattin, der berühmten Purea (die ebenfalls, „wie die meisten Frauen, von sehr männlichem Typus" war (435)), weil er „ihr stürmisches Temperament nicht ertrug" (436). Dass diese Verhältnisse ungesund waren, braucht kaum hinzugefügt zu werden [1]). Eigentlich mütterliche Eigenschaften waren ohne grossen Siebungswert. (Wenn Purea ihrem Sohn Teriirere die Hegemonie zu verschaffen suchte, so sprach doch das Sippeninteresse hier erheblich mit). Die offizielle Unterbewertung der Frau, die getrennten Mahlzeiten waren auch dem Familiensinn nicht günstig. Die eigenen Kinder tat man meist aus dem Hause und liess sie bei Anderen erziehen, während man selbst fremde Kinder adoptierte und aufzog (438).

Eine ganze Flut von widerspruchsvollen Angaben ist über das Thema gemacht worden: *Waren die Arioi verheiratet oder nicht?* Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die älteren Schriftsteller, vor allem Hawkesworth (439) (der bei Arii Taimai eine gründliche Lektion bekommt) mit einem gewissen Gefallen die Legende von der Zügellosigkeit der Tahitier verbreitet haben. Aber nur die Frauen der untersten Volksklasse waren für die Matrosen zugänglich (440), und ein gut Teil der Demoralisierung kommt auf das Konto der Europäer (441). Aber auch die Geschlechtssitten der Tahitier unter sich waren den Europäern unverständlich. Man sah gänzlich andere Moralbegriffe und konstatierte doch Schicklichkeit und Anstand in hohem Masse [2]).

Den Arioi hat eine ganze Reihe von Beobachtern „Promiskuität" oder „Prostitution" nachgesagt (443) — oder auch gleich Promiskuität und Prostitution auf einmal (444). Angeblich wurden Verheiratete in der Gesellschaft nicht geduldet (445). Die tatsächlichen Befunde stimmten dazu keineswegs. Wilson traf auf seiner Reise „eine Anzahl Arreois, jeder mit seiner eigenen Frau, die durch die Zuneigung, welche sie gegen ihre Männer bewiesen, die Behauptung, dass sie in Weibergemeinschaft leben, zu widerlegen schienen" [3]) (446). Der

---

1) Vgl. die Erfahrungen von Schjelderup-Ebbe über Weibchendespotismus bei Vögeln.

2) Völlig allein durch seine Höhe steht ein Urteil wie das von Turnbull: „Es ist sehr viel über die ausschweifende Lebensart und das freie, unanständige Betragen der Frauenspersonen auf Otaheiti erzählt worden; allein ich muss der Wahrheit gemäss bekennen, dass ich dies durchaus nicht begründet gefunden habe. Ihre Begriffe von Anstand und Schicklichkeit sind freilich von den unsrigen sehr verschieden; allein sie müssen auch hierin aus einem ganz anderen Gesichtspunkte und nach einem anderen Massstabe beurteilt werden" (442).

3) Völlig unbestätigt bleibt eine Notiz der Duff-Missionare, wonach je drei Arioi zusammen neun Frauen gemeinsam hätten. „Mauroa, Pomares Schwager, besuchte uns, und brachte einen reichen Vorrat von Grünem mit. Drei ausserordentlich fette, und über den ganzen Leib tätowierte Arreoes begleiteten ihn . . . Jeder von ihnen hat, wie man sagt, drei Weiber, in Ansehung deren Gemeinschaft unter ihnen ist" (447).

Wahrheit am nächsten kam G. Forster, wenn er die Arioi als „zum Teil verheiratet" bezeichnete; andere hielten sich Konkubinen (448). Man wird die Zustände bei den einzelnen Siebungsgruppen innerhalb der Arioi unterscheiden müssen. Die fahrenden Spieler und Sänger waren vielleicht zum Teil unverheiratet, besser: noch unverheiratet. Schurtz sieht die Kindstötung der Arioi als „eine Fortsetzung des Treibens der Unverheirateten" an, „die bei alter Ungebundenheit doch keinen Kindersegen wünschen" (449). Eine Erklärung ist das natürlich nicht, denn die Jugendpromiskuität ist auch sonst eine häufige Erscheinung und läuft doch in legale Ehen und Familiengründung aus. Einer ähnlichen Beobachtung entstammt wohl Kings Behauptung, die Arioi seien „weiter nichts, als Personen vornehmen Standes, die teils zu leichtsinnig und unbeständig sind, um ein dauerhaftes Bündnis einzugehen, teils auch wegen ihres grösseren Wohlstandes unaufhörlich herumschwärmen und der Abwechslung nachjagen. Daher sieht man oft die schönsten Einwohner von beiderlei Geschlecht in diesem zügellosen Umgange ihre Jugend verschwelgen" (450).

Nächst dem ist an die vornehmen Frauen und ihre Bedienten zu erinneren, die — mindestens zum Teil — Mitglieder der Arioi waren (451). Sie rühmten sich der Zahl ihrer Anbeter und lebten gemeinschaftlich mit ihnen. Die Kinder aus solchen Verbindungen wurden, wie schon erwähnt, umgebracht (452). Die Frage, ob denn eheliche Verbindungen in der Arioi ganz ausgeschlossen waren, gewinnt ein ganz anderes Gesicht, wenn wir nicht den europäischen Begriff der Ehe, sondern den tahitischen zugrunde legen. Ein Jüngling, der ein Mädchen zu heiraten wünschte und dessen Neigung erwidert wurde, warb um sie bei ihrem Vater durch Übersendung von Schweinen, Tapa, Booten usw. Polygynie war erlaubt, aber selten (453). Wie man zur Hochzeit auch die Arioi bestellte, von deren Tänzen man fruchtbringende Wirkung erwartete, haben wir bereits gehört. Verbindlich aber war die Ehe erst nach der Geburt des ersten Kindes. *Der Verzicht auf Kinder ist also in den ursprünglichen tahitischen Begriff von Ehe nicht einkalkuliert*, so gewiss wie die Institution der Arioi in der uns historisch bekannten Form eine späte und — wegen der Kindstötung — nicht dauerfähige Erscheinung war. Wenn also die Arioi von ihren Mitgliedern den Verzicht auf Kinder forderte, so forderte sie im Sinne der tahitischen Auffassung damit zugleich den Verzicht auf Ehe. Die conditio sine qua non war die Vernichtung der Kinder: wer das nicht fertig brachte, war Arioi faonaonao (454). De Bovis übersetzt dies: „Arioi exclu". Aber Ellis sagt, der Anhang der reisenden Arioi, heisse Fauaunau, *weil* sie ihre Kinder nicht umzubringen brauchten (455). Der Sinn der Wortes ist jedenfalls der, dass ein Arioi, der Vater wurde, auf die Stufe von Lakaien herabsank. Es spricht für die hohe Entwicklung des Persönlichkeitsideals in Tahiti — wohl auf Grund rassischer Veranlagung, begünstigt und entwickelt eben durch die Arioi — wenn es trotzdem an dauernden Bindungen von Mann und Weib auch innerhalb der Arioi nicht fehlte. Die vornehmsten Arioi waren ernste und verständige Leute, die sich keinerlei Freiheiten mit ihren Frauen erlaubten (455a). Und nach Moerenhout waren selbst die Tänze und die Lebensführung der letzten Klasse und des zahlreichen Bedientenanhangs der Arioi beider Geschlechter minder tadelnswert als die des übrigen Volkes (456).

Wenn man von dem Schwanz der Bedientennaturen absieht, so kann man sagen, dass in der Arioi ein hohes Mass von Leuten mit „*Persönlichkeitsreaktionen*" vertreten war, nicht nur in den allerersten Führern, auch nicht bloss bei der Kriegerkaste, sondern auch bei den gewiss nicht allzu zahlreichen aus der unteren Volksschicht aufgestiegenen und in der Arioi zu Einfluss gelangten Leuten. Es sind Menschen, die sich nicht in der

Familie erschöpfen wollen. Man will leben und geniessen, reisen, feiern, aber auch Krieg spielen und politisieren! Man will nicht bloss Glied einer Kette sein, sondern selber etwas sein. Kinder sind dabei natürlich hinderlich. Die geistige Einstellung kommt unübertrefflich in Cooks Wort zum Ausdruck, die Arioi betrachteten ihre Kinderlosigkeit als „*a branch of freedom*" (457, vgl. o. S. 62). Nach der positiven Seite äussert sich der Drang nach Freiheit in der Bemühung, durch Seefahrt und Besuche den geistigen Kontakt eines grösseren und weiteren Umkreises aufrecht zu erhalten, überhaupt in dem Drang nach einem weiteren Horizont, sodann in dem Bedürfnis nach feinerer Bildung. Die Art der Befriedigung mag uns primitiv erscheinen, aber unter den gegebenen Bedingungen war die tahitische Bühne eine Leistung. Nach der negativen Seite äussert sich diese Einstellung in der Neigung zum Terrorisieren anderer, aber auch zum Terrorisieren in einem höheren, geistigen Sinne als individualistische Rebellion, — als Terror gegen die Einspannung in die Zwecke der Familie, der Sippe, der Gemeinschaft. Mit der Bezeichnung „asozial" wäre hier wenig getan, — denn dieses Menschenmaterial war biologisch nicht so, dass es einer Einordnung in die Zwecke der Gemeinschaft prinzipiell unzugänglich gewesen wäre. Der primitiv-hypobulischen Adoptionsbereitschaft, der „Suggestibilität" beim Herdenmenschentum, das den grösseren Teil der Arioi-Domestiken wahrscheinlich charakterisiert hat, müssen wir nicht die „Asozialität" gegenüberstellen, sondern „eine Veranlagung zur Übertragung von Umweltänderungen auf andere" (458). Aber für die grossen Talente, die es zweifellos gab, fehlten auf den kleinen Inseln die adäquaten Aufgaben.

Ein sehr wesentliches Moment der Entwicklung zum Individualismus, ja zur Atomisierung der Gesellschaft ist *die abnorme zahlenmässige Proportion der Geschlechter*, auf deren Bedeutung überhaupt noch viel zu wenig geachtet worden ist. In Tahiti betrug die Zahl der Frauen angeblich nur $^1/_5$ der der Männer. Wenn diese Angabe wohl auch übertrieben ist, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, dass ein bedeutender Männerüberschuss vorhanden war. Die Existenz jeder Gesellschaft ist aber auf eine harmonische zahlenmässige Proportion der Geschlechter abgestimmt. Ihre ungünstige Verschiebung hat die schwersten Folgen, nicht nur in sexueller und (im engeren Sinne) biologischer Hinsicht, sondern auch in sozialpsychologischer. Der teilweise Wegfall der Frau aus der psychischen Umwelt des Mannes desequilibriert diesen und wirkt in Sinne einer Verschärfung seiner rabiaten Triebrichtungen. Die Vergesellung von Männern und Frauen (die wir nicht lediglich als sexuell, sondern auch als sozial auffassen müssen) konnte natürlich auch innerhalb der Arioi zustandekommen, da diese Frauen zuliess. Aber es waren eben überhaupt zu wenig Frauen da. Die sozialpsychologische Wirkung ist nicht zu unterschätzen. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, dass die Arioi — wir denken hier vor allem an die Altersklasse der dem Adel entstammenden Krieger — nur eine kleine Minderheit im Volke darstellte. Eine Minorität von Männern im körperlich und geistig aktivsten Alter, ohne Arbeit, ohne festen Wohnsitz, institutionell und systematisch ohne familiäre Bindung, ist imstande, den Bau jeder Gesellschaft einzureissen.

Im übrigen wird natürlich der Männerüberschuss zu polyandrischen Verbindungen geführt haben, wie uns von den adligen Frauen ja auch bezeugt wird.

Das Gesagte bezieht sich, wohl gemerkt, auf einen bestimmten starken Kern der Arioi, eben die Altersklasse der adligen Krieger. Ihre Ausmerze wog für die Gesellschaft wohl am schwersten, wobei wir uns von moralisierenden Bewertungen allerdings etwas frei machen müssen. Mit unserem Urteil über die menschliche Beschaffenheit der Mitglieder der

Arioi müssen wir weitherzig sein, denn es gibt so ziemlich keine Variante, die nicht berichtet wird. Bald erscheinen die *niederen* Arioi als Abschaum der Menschheit, bald sollen die *höreren* Arioi oft „Ungeheuer an Schlechtigkeit" gewesen sein (459). An alledem müssen wir die „Spur von Wahrheit" zu erkennen suchen, die oft auch in den einseitigsten Urteilen steckt. Die Arioi *als Ganzes* rekrutierte sich aus den verschiedensten Menschen, und dieser Eindruck ist nach dem Studium der Quellen sogar der beherrschende. Es ist nicht so, als ob die Siebung hier lauter identische oder auch nur ähnliche Charaktere und Talente erfasst hatte, sondern *verschiedene Siebungsprozesse laufen innerhalb der Arioi.* Das Bild, das sich uns bietet, ist wahrhaftig bunt genug: Priester, hochdifferenzierte Persönlichkeiten (aber nur in geringer Anzahl), bei denen die religiös-mythologische Motivierung wirklich das Entscheidende ist; politisch wollende Oberhäuptlinge, welche die Arioi als Vorspann und militärische Exekutive für die machtpolitischen Interessen ihrer Sippe ausnützen; ein starker Kern von adligen Kriegsleuten, wohl meist verarmt, aber mit grossen physischen und charakterlichen Vorzügen, mit einer gewissen Neigung, andere zu terrorisieren und alle Dinge mit anpackender Gewalt zu erledigen; verweichlichte Söhne aus adligen Häusern, die sich füttern lassen und nicht arbeiten, noch in die Sonne gehen, um ihre Haut hell zu erhalten; heimatlose Komödianten, Spieler und Tänzer; protektions- und kampflustige Frauen, oft mit politischen Ambitionen, meist aber bloss lebenslustig und mehr oder minder emanzipiert; Lakaien- und Frauendiener, teils entgleiste Adlige mit unmännlichen, degenerativen Zügen, teils aufsteigende Angehörige der unteren Volksschicht mit derberen Zügen.

Und um diese Kristallisationspunkte anschiessend noch einmal Gruppen von Bedienten und kleinere Gruppen biologisch Abwegiger.

Führernaturen und Herdenmenschen, Zielstrebig-Vorausschauende und Landstreicher, Heilige und Gesindel. Eine Fülle von Veranlagungen und Charakteren, und alle unter dem einen Namen: *Arioi.*

Auslesewirkungen.

Die biologische Wirkung der Arioi ergibt sich aus unserer Darstellung zunächst so allgemein, dass man sagen kann: die Institution in der uns bekannten historischen Ausprägung in Tahiti war auf die Dauer nicht existenzfähig, da sie ihre Reihen auf Kosten der Rasse ergänzte. Die Krisis wurde durch die Einmischung der Europäer beschleunigt, aber nicht erst verursacht. Ellis kommt auf Grund seiner Eindrücke zu der Vermutung dass die Kindstötung auf den Gesellschaftsinseln erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den grössten Umfang annahm (460). Allerdings geht er wohl zu weit, wenn er die Sitte der Kindstötung in ihrem Beginn mit der Errichtung der Arioi-Gesellschaft gleichsetzt (461). Denn die Kindstötung war allgemein verbreitet in Polynesien, und andererseits hatten die marquesanischen Kaioi durchaus nichts mit ihr zu tun. Viel wahrscheinlicher ist es, dass der tahitische Geheimkult erst in jüngerer Zeit eine Sonderentwicklung nahm, deren wesentliche Bestandteile die mythologische Begründung der Kindstötung und deren systematische Ausübung waren. Auch Moerenhout scheint — in Verbindung mit seiner Übervölkerungshypothese — die Kindstötung für eine jüngere Zutat der Institution gehalten zu haben (462). Orotetefa war nach einer Tradition, die offenbar weniger bestrebt war, die Institution ins Uralt-Ehrwürdige zu stilisieren, eine „historisch bekannte" Persön-

lichkeit aus Borabora (463). Auch Menschenopfer sollen erst wenige Generationen vor der Entdeckung auf den Gesellschaftsinseln eingeführt worden sein (464).

Ein wichtiges Indizium für das Alter der Kindstötung in Verbindung mit der Arioi könnte man gewinnen, wenn man feststellte, wann das Schwein, das ja in der Oro-Mythe und im Kult der Arioi eine so grosse Rolle spielte, nach Tahiti gekommen ist. Hambruch nimmt an, dass das Schwein zwischen 1606 und 1767 durch ein unbekanntes europäisches Schiff nach Tahiti gebracht worden sei (465). Aber wir haben keine Belege dafür, dass irgend ein Europäer vor Wallis (1767) nach Tahiti kam. Man hat zwar angenommen, dass schon der Spanier Pedro Fernandez de Quiros 1606 Tahiti erstmalig entdeckte und es „Sagitaria" nannte. Justo Zaragoza (466) übernimmt diese Ansicht unbesehen, aber Quiros war wahrscheinlich niemals in Tahiti. Die von ihm entdeckte Insel ist nicht Tahiti, sondern Anaa, das östlich von Tahiti auf gleicher Breite liegt. Der alte Irrtum geht auf Wallis und Burney zurück (467). Das Schwein kann also auf Tahiti schon erheblich länger eingeführt sein und damit die Oro-Mythe und ihre Sanktion der Ehelosigkeit ein höheres Alter haben. Handelsbeziehungen bestanden in Polynesien wohl schon seit der Besiedlungszeit, und es gibt Anhaltspunkte dafür, dass auch das Schwein von einer Insel zur anderen gebracht wurde (468) [1]).

Die ersten Missionare schätzten die Zahl der getöteten Kinder auf $\frac{2}{3}$ der geborenen überhaupt. Häufig wurden die drei ersten Kinder getötet. Zwillinge verschonte man selten. Familien mit zwei oder drei Kindern galten als gross, mehr Kinder waren selten. Infolge der Tötung der Kinder folgten sich die Schwangerschaften rascher, und damit auch wieder die Geburten. Auf diese Weise gab es Eltern, die vier, sechs, acht, zehn oder mehr Kinder umgebracht hatten (469). Da man Mädchen häufiger tötete als Knaben, verschob sich die Geschlechterproportion. Die Angabe, dass vier oder fünf Männer auf eine Frau kamen, ist sehr unglaubwürdig, obwohl Ellis behauptet, in den christlichen Schulen habe zu Anfang dasselbe Missverhältnis geherrscht, in jüngeren Jahren dagegen seien die Geschlechter fast gleich an Zahl (470).

Wesentlicher für uns sind die Andeutungen über Unterschiede in der Fortpflanzung. Man darf sich natürlich nicht vorstellen, dass alle Arioi kinderlos gewesen seien. Cook und Banks hatten noch den Vorteil, sich persönlich informieren zu können und hörten von Mitgliedern der Arioi, „dass sie seit langer Zeit in diese verdammliche Gesellschaft getreten und noch wirkliche Mitglieder derselben wären, und dass verschiedene vor ihren Kindern umgebracht worden seien" (471), — also doch wohl nicht alle. Dass viele Mitglieder ihre Kinder verbargen, dass andere austraten (d.h. sich durch die Vater- bezw. Mutterschaft automatisch ausschlossen), berichtet de Bovis (472). Die Möglichkeit dazu war dadurch gegeben, dass eine Arioifrau, die schwanger wurde, mit ihrem Gatten verreiste, bis das Kind geboren war. Die Rettung war wohl meist Sache der Mutter, also auch der Mütterlichkeit (473). Auch das „Weggeben" der Kinder in andere Familien, wo sie aufgezogen und vielleicht sogar adoptiert wurden, kann ein Auskunftsmittel gewesen sein, worauf verschiedene Andeutungen hinweisen (474). Vielleicht war die Sitte, dass verschiedene Familien wechselweise ihre Kinder adoptierten, ein Mittel, das Gebot Oros umgehen? Wir haben zwar dafür

1) Das Schwein dürfte schon mit den frühesten austronesischen Einwanderern in die Südsee gekommen sein. Vgl. neuerdings Heine-Geldern, Anthropos Bd. 27, S. 594.

keine Belege, aber diese wären auch schwer zu erhalten gewesen, weil bei einer solchen Angelegenheit natürlich „Diskretion Ehrensache" gewesen wäre.

Da ein Kind nicht mehr getötet werden durfte, wenn es auch nur eine halbe Stunde gelebt hatte, war es natürlich ausgeschlossen, dass man von Novizen die Tötung bereits vorhandener Kinder verlangte. Die Frage, die dem Kandidaten vorgelegt wurde, lautete denn auch, ob er bereit sei, die Kinder zu töten, die seine Frau noch bekommen würde (475). Meist wird er aber umgekehrt so gewesen sein, dass jemand, der initiiert werden wollte, eben nicht vorher sich verheirate und Vater wurde. Der Eintritt erfolgte daher wohl meist früh. Nur Häuptlinge scheinen auch später eingetreten zu sein; die umständlichen Aufnahmezeremonien fielen ja für sie weg, sie wurden gleich höher graduiert; so haben wir es wohl aufzufassen, wenn wir hören, dass ein Häuptling seinen ersten Sohn behalten „durfte", die späteren aber töten musste (476). Er trat eben erst ein, wenn er bereits verheiratet und Vater war. Im Falle Pomares scheint es allerdings anders gewesen zu sein. (vgl. o. S. 50). Sehr angesehenen Männern sah man vielleicht auch durch die Finger. Andererseits können wir den Meisten, und gerade auch den führenden Köpfen die Konsequenz zutrauen, das zu tun, was nun einmal Gebot war. Der weitaus überwiegende Teil der Arioi wird tatsächlich kinderlos gewesen sein.

Im ganzen erlitt die tahitische Gesellschaft durch die Kindstötung der Arioi einen erheblichen Verlust an Elementen, die für ihren Bestand von hohem Werte waren. Das gilt vor allem, wenn man die Kriegerkaste betrachtet, aber auch von den aussterbenden Familien der Oberhäuptlinge und Häuptlinge. Kameradschaft, Unterordnung, Hilfsbereitschaft, Gastfreundschaft, der Drang nach einem weiteren Horizonte waren von hohem Siebungswert in der Gesellschaft. Alle diese Anlagen aber verfielen zugleich der Ausmerze. Dieser Verlust konnte durch die erwähnten Ausnahmen wohl gemildert, aber keineswege ausgeglichen werden. Allerdings wurden auch zahlreiche asoziale Psychopathen, entartete Adlige und Landstreicher ausgemerzt, und der Verlust der Tänzer und Schauspieler war zu verschmerzen, jedenfalls leichter auszugleichen.

Sehr misslich ist die moralisierende Art der Beurteilung der Kindstötung durch fast alle Autoren, vor allem jene Art von Vulgär-Psychologie, die sofort auf Untermenschlichkeit schliesst, wenn einmal die Massstäbe bürgerlichen Sekuritätsstrebens verletzt werden; die in der Frau in stärkerem Grade ein Instinktwesen sieht, als zutrifft. Man ging von der Voraussetzung aus, der „Mutterinstinkt" müsse sich mit eherner Konsequenz auswirken, und wo das nicht der Fall war, schloss man einfach auf „Entartung". Nun soll gar nicht geleugnet werden, dass in der Arioi auch erbliche Entartete vertreten waren und ausgemerzt wurden. Überwiegend aber, und das trifft besonders für den starken Kern von adligen Kriegern zu, war die Kindstötung eine „Kulturkrankheit" (477). Wenn die Befriedigung starker kultureller Bedürfnisse nur auf Kosten des Nachwuchses möglich ist, so besitzt auch „Mütterlichkeit" keinen Siebungswert mehr, und dann werden gerade *Persönlichkeiten* den biologisch „falschen" Weg gehen. Erkrankt war weniger die individuelle als die soziale Moral. Was den „starken Kern" der Arioi anbelangt, so ist die Kinderlosigkeit (der „Kindermord", wie die alten Autoren sagten) *nichts weniger als Ausdruck degenerativer Tendenzen, sondern einfach des Brachliegens der besten sozialen Kräfte.*

Ellis deutet Auslesevorgänge an, wenn er schreibt, die Universalität der Kindstötung sei nicht weniger erstaunlich gewesen, als seine wiederholte Ausübung durch dieselben Individuen. Vielleicht — wir dürfen sagen: wahrscheinlich — wurden bei den *Raatiras*

weniger Kinder getötet als in den anderen Gesellschaftsklassen. Und die Raatiras waren ja der Gegenpol der Arioi, die ihnen ein Dorn im Auge waren.

Die polynesischen Inseln waren, biologisch genommen, eine Sackgasse. Einmal darum, weil sie — das gilt namentlich von Tahiti — ihren Bewohnern, vor allem dem Adel, das Leben zu leicht machten für eine so begabte Rasse, *gerade* für eine so begabte Rasse. Sodann darum, weil der kleine Lebensraum notwendig die Gefahr der Übervölkerung heraufbeschwor, Kolonisation aber kein dauerndes Gegenmittel war, da auf allen Inseln das gleiche Problem bestand und jede ihren Raum verteidigte, besonders wenn er so viele natürliche Vorzüge bot wie Tahiti, wo man z. B. die Leute von den Paumotu-Inseln für „Wilde" hielt. Die Befriedigung der kulturellen Bedürfnisse der tahitischen Elite war auf die Dauer nur möglich durch den Verzicht auf Nachwuchs. Und nachdem der Stein einmal ins Rollen gekommen, die Kinderlosigkeit sanktioniert war, konnten sich individualistische Tendenzen nach Herzenslust austoben und die Grundlage des tahitischen Adels, den Sippenverband, gründlicher untergraben als es alle Kriegs- und Übervölkerungsnot getan hätte. Die Arioi steckte voll von Menschen beiderlei Geschlechts, für welche die Aufgaben fehlten, und die in dieser Lage den psychologisch nur zu verständlichen Ausweg fanden: Lebensgenuss, Reisen und Feste, Liebe, Tanz und Gesang und zwischenein ein bisschen Krieg, halb noch als Leistung, halb schon als Sport.

Den Missionaren ging die Christianisierung und besonders die Niederwerfung der Arioi nicht schnell genug: wir dagegen bewundern heute die geradezu verblüffende Schnelligkeit, mit der führende Arioi die neuen Aufgaben dankbar ergriffen und sich in den Dienst der Mission und der christlichen Kirche stellten.

Das Bedürfnis nach Leistung kann noch zur Zeit der Entdeckung nicht erloschen gewesen sein, jedenfalls nicht in den führen Köpfen der Arioi. Die ganze Institution mit ihrer weiten Verzweigung, der Art ihrer Organisation, zeigt ebenso wie die Bemühungen einzelner Oberhäuptlinge, spät noch der Purea, ja in entarteter Form noch der Pomares, was diese Leute beseelte: die Sehnsucht nach dem weiteren Horizont, nach dem grösseren politischen Verband: dem *inselumfassenden Staat*, der doch unter den gegebenen Voraussetzungen nicht möglich war. Der Staat ist zwar durch eine gewisse Emanzipation von der Familie entstanden, nähmlich aus der Männergesellschaft (479). Aber es wird nicht gesagt, dass auch emanzipierte Frauen dabei waren, und dass der Verzicht auf Kinder und Familie Gesetz war.

Zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte die Arioi erreicht, was sie wollte: die Verminderung der Bevölkerungszahl. Aber diese war auf Kosten der Rasse zustande gekommen. Die Arioi hatte nicht begriffen, was auch heute bei uns viele nicht begreifen: dass die Forderung einer Bevölkerungsverminderung schlechthin keinen Ausweg aus zu engem Lebensraum bedeutet, weil sie gerade diejenigen ausmerzt, die den Lebensraum mit aufbauen. Im übrigen kamen dann ja auch die Europäer dazwischen.

Es ist nicht ganz einfach zu sagen, wie sich die Geschichte Tahitis ohne das Eingreifen der Europäer weiter gestaltet hätte. Vielleicht hätten die adligen Familien den destruktiven Geist der Arioi-Gesellschaft überwunden, — vielleicht auch nicht, denn die Tendenz vieler Familien ging ohnehin auf äusserste Kinderarmut. Vielleicht wären sie ausgestorben und die Raatira an ihre Stelle getreten, etwa wie auf Neuseeland die Rangatira die Stelle des alten Hochadels einnahmen, oder ähnlich wie in Rom die Nobilitas anstelle des ausgestorbenen Patriziates trat. Dass den Raatira die Zukunft gehörte, ist in der weiteren, entscheidend

europäisch bestimmten Geschichte Tahitis wenigstens andeutungsweise zu erkennen. Das sich ausbreitende Christentum stützte sich gerade auf sie, die fleissig waren und Verständnis für die lebenserleichternden Neuerungen europäischer Technik besassen. [1])

Es ist sehr merkwürdig und lehrreich, dass die Untersuchung von Siebung und Auslese schon auf einem so kleinen Areal mit so wenigen Menschen, in einer „primitiven" Gesellschaft, wo man einfache und durchsichtige Verhältnisse erwarten sollte, so komplizierte Verhältnisse, eine solche Fülle von Motiven aufweist, die nicht einmal einfach zu analysieren und zu isolieren sind. Aus alledem ergibt sich die Notwendigkeit der historischen Einzelstudie, die bei geeigneter Problemstellung für die Erkentnis lebensgesetzlicher Vorgänge wesentlicher ist als grosse, „kulturhistorische" Synthesen, die doch meist nur genealogische Konstruktionen sind.

1) Die Raatira bauten z. B. die ersten Kirchen.

LITERATURNACHWEISE.

1. Moerenhout I, 484.
2. Ellis I, 316.
3. Moer. I, 484 ff.
4. Moer. I, 503.
5. Tyerman and Bennet I, 254.
6. Moss 150.
7. Bastian (*a*) 66 f.
8. Achelis 65.
9. Rivers (*b*) 431.
10. Frazer (*a*) 265.
11. Lenz 92.
12. v. d. Steinen I, 72 f.
13. Russell 84.
14. S. Percy Smith, „Hawaiki" 123 f. zit. n. Williamson I, 21.
15. Moer. I, 481.
16. v. d. Steinen I, 73.
17. Williamson I, 21.
18. Tyerm. I, 94.
19. G. Forster II, 100.
20. Wilson d. A. 293.
21. Russell 84 f.
22. Moss 150.
23. Ellis I, 321; Moer. I, 490.
24. Moer. I, 492.
25. Moer. I, 492 f.; Ellis I, 322.
26. Ellis I, 322.
27. Moer. I, 493.
28. Moer. I, 493; Ellis I, 322 f.
29. P. Lesson, „Voyage autour du Monde", 1839, I, 421, zit. n. Webster 166.
30. Ellis I, 315.
31. Moer. I, 489 f.
32. de Bovis 407.
33. Waitz VI, 364.
34. Ellis I, 315.
35. Moer. I, 487.
36. Moer. I, 491.
37. P. Lesson, „Voyage autor du monde", 1839, I, 421, zit. n. Webster 116.
38. Williams II. 323.
39. Steinen I, 46 ff.
40. Ellis I, 23.
41. Waitz VI, 364.
42. Moer. I, 490.
43. Webster 166.
44. Vgl. auch Achelis 66.
45. Moer. I, 491.
46. Ellis I, 323.
47. Moer. I, 494.
48. Ellis I, 324.
49. Bastian (*b*) 7.
50. Ellis I, 326 f.
51. Cook, 3. R. II, 364; vgl. die Zusammenfassung bei Williams. II, 384 ff.

51*a*. Wilson d. A. 184.

52. Wils. d. A. 437.

52*a*. Thurnwald, Art. „König", Eberts Reallexikon der Vorgeschichte.

53. G. Forst. I, 277.
54. Arii Taimai 157.
55. G. Forst. II, 81.
56. G. Forst. II, 85.
57. Cook, 3. R. II, 326 ff.
58. Bougainville.
59. Lutteroth d. A. 19 ff., 23.
60. G. Forst. II, 81 f.
61. Hawkesworth II, 185.
62. Cook, 3. R. II, 326 ff.; Arii Taimai 34
63. Vincendon-Dumoulin (*b*) 231.
64. Stewart I, 216.
65. G. Forst. II, 101 f.

66. G. Forst. II, 102.
67. Fornander I, 48 n.
68. G. Forst. II, 109.
69. Arii Taimai 43.
70. Hambruch (*b*) 104.
71. Reports of the Missionary Society II, App. I, 106 ff.
72. Wils. d. A. 441, 470 n.
73. Cook, 3. R. II, 326 ff., 329.
74. Cuzent 52.
75. Arii Taimai 26.
76. Arii T. 28.
77. Hambruch (*a*), 12 f.
78. Williams. III, 354.
79. Hambruch (*a*) 14.
80. Moer. I, 499.
81. Tyerm. I, 353; Ellis I, 315; Transactions of the Miss. Soc. IV, 132.
82. Turnbull d. A. 290.
83. Moer. I, 110.
84. Moer. II, 10; Williams. III, 43.
85. Ellis I, 327.
86. Hawkesw. II, 205.
87. Cook, Journ. 1. R. 95 ff.
88. Tyerm. I, 255 f.
89. Moer. I, 499.
90. Moer. I, 501.
91. Thurnwald 1913, 39 ff.
92. Moer. I, 504 f.
93. Moer, I, 504.
94. Thurnwald 1922, 240.
95. Wils. d. A. 226.
96. Moer. I, 501.
97. Hambruch (*a*) 15.
98. Moer. I, 506.
99. Moer. I, 507.
100. Codrington 86.
101. Webster 167.
102. Moer. I, 501.
103. Stein. I, 69.
104. Moer. I, 502.
105. Bastian (*b*) 18.
106. Moer. I, 503.
107. Vgl. Webster 166.
108. Moer. I, 502.
109. Stein. I, 72.
110. Cook 3. R. 300 f.
111. Heckethorn 482.
112. Tyerm. I, 113.
113. P. Lesson, „Voyage autour du Monde", 1839, 404, zit. n. Webster 168.
114. Ellis I, 316.
115. Ellis I, 316.
116. Moer. II, 132 f.
117. Ellis I, 316; Moer. II, 117.
118. Hambruch (*a*) 14 f.
119. Bligh 83; s. auch w. u.
120. Wils. d. A. 318.
121. Transact. of the Miss. Soc. I, 6.
122. de Bovis 406.
123. G. Forst. II, 100.
124. Ellis I, 319.
125. G. Forst. II, 105.
126. Moer. II, 138; Wils. d. A. 438.
127. Moer. II, 140.
128. Wils. d. A. 438.
129. G. Forst. II, 100.
130. Moer. II, 133, 138 f.
131. Ellis I, 318; Transact. of the Miss. Soc. I, 16.
132. Moer. II, 137.
133. Moer. II, 137 f.
134. Moer. II, 133.
135. Moer. II, 138.
136. Russell 84 ff.
137. Moer. II, 140.
138. Moer. II, 140.
139. Wils. d. A. 438 f.
140. Cook, Journ. 1. R. 95 f.
141. Ellis I, 311.
142. Waitz VI, 365.
143. Moer. II, 130.
144. Moer. II, 134 f; 141.
145. Ellis I, 318; Moer. II, 133 f.
146. Wils. d. A. 480 f.
147. Moer. II, 147.
148. Ellis I, 318.
149. Moer. II, 133, 135.
150. Moer. I, 495.
151. Moer. II, 133, 135.

152. Moer. II, 136, 140.
153. Ellis I, 317.
154. Wils. d. A. 470 f.
155. Bov. 406.
156. Hawkesw. II, 261 f.; Banks 120 f.
157. Moer. II, 140 f.
158. Wils. d. A. 478.
159. Moer. II, 134, 141; Turnb. d. A. 206 f.; Bligh 95; Wils. d. A. 478 ff.
160. Wils d. A. 478 ff.
161. Bligh 95 f.
162. Wils. d. A. 479, 481.
163. Bligh 137.
164. Bligh 95.
165. Wils. d. A. 478 ff.
166. Turnb. d. A. 206 ff.; e. A. 286 ff.
167. Wils. d. A. 161; vgl. auch 478 n.
168. Turnb. d. A. 207 (Autopsie); vgl. Wils. d. A. 479 n.
169. Bligh 140.
170. Cook, 3. R. II, 326 ff.
171. J. R. Forster 97.
172. J. R. Forst. 136 ff.
173. J. R. Forst. 137.
174. G. Forst. II, 106 f.
175. G. Forst. II, 110.
176. G. Forst. II, 108 f.; vgl. a. Bligh 97.
177. Bligh 82, vgl. 137.
178. Kretschmer 178.
179. Moer. II, 131.
180. Thurnwald 1922, 241; vgl. 1921, 29.
181. Thurnw. 1922, 241.
182. Tyerm. I, 94; Russ. 84 ff.
183. Tyerm. I, 94.
184. Russ. 84 ff.
185. Webst. 172.
186. Moer. II, 132. — Die Tahitier fürchteten sich sehr von dem Dunkel, weil sie dann Geister — tupaupaus — zu sehen glaubten.
187. Wils. d. A. 480.
188. Ellis I, 317.
189. Wils. d. A. 480; vgl. Waitz VI, 365.
190. Thurnw. 1922, 241 f.
191. Moer. II, 143.
192. Turnb. e. A. 286, 288.
193. G. Forst. II, 110.
194. Moer. II, 130 f.
195. Transact. of the Miss. Soc. I, 22.
196. Wils d. A. 196.
197. Bov. 407.
198. Schurtz 339 ff.
198*a*. Moer. I, 502.
198*b*. S. Percy Smith, „Hawaiki", Christchurch 1910, 189 ff., zit. nach Williamson I, 218.
198*c*. Moer. II, 402.
199. Thurnw. Art. „Geheime Gesellschaft", Eberts Reall. d. Vorgesch.
200. G. Forst. II, 101.
201. Ellis I, 319; vgl. 2. Aufl. III, 129.
202. Bov. 407.
203. Wils. D. A. 293.
204. Bov. 407.
205. Wils. d. A. 296 f.
206. Ellis I, 326.
207. Wils. d. A. 313 f.
208. Wils. d. A. 525 f.
209. Moer. I, 485 ff.
210. Ellis I, 313.
211. Ellis I, 313 f.
212. Moer. I, 487.
213. Ellis I, 312.
214. Ellis I, 314.
215. Moer. I, 437 ff.
216. Ellis I, 313.
217. Bov. 406.
218. Ellis I, 314.
219. Handy (*a*) 36 f., 177, 214.
220. Harris (*a*) 58; (*b*) 291.
221. Frazer (*a*) 267 ff., 274.
222. Bov. 406.
223. Moer. I, 471.
224. Handy (*a*) 143.
225. Handy (*a*) 146 f.
226. Handy (*a*) 308.
227. Bov. 406.
228. Bov. 407.
229. Ellis I, 317.
230. Bastian (*a*) 66 n; Williams. I, 245 ff.

231. Handy (*a*) 101, 108 f., 131, 147.
232. Handy (*a*) 271.
233. Bast. (*a*) 66 n.
234. Hambr. (*a*) 15.
235. Waitz VI, 368.
236. Moer. I, 484.
237. Rivers (*b*) 433.
238. Bast. (*b*) 1; Graebner 1103; Handy (*a*) 38.
239. Achelis 11 f.; vgl. Handy (*a*) 38; Gill 8.
240. Zahlreiche Beispiele bei Westermarck (*a*) I, Kap. XI.
241. Westermarck I, 395 ff.
242. Tyerm. I, 278 f.; vgl. Lehmann 144.
243. Lehmann 145 f.
244. E. Best, zit. n. Westermarck (*a*) I, 395.
245. Russ. 84 f.
246. Lutteroth d. A. 109, 118.
247. S. Scheidt 1925.
248. Reports of the Miss. Soc. I, 12. Mai 1808, 272.
249. Westermarck I, 400.
250. Ellis I, 327; vgl. Bast. (*b*) 7.
251. Bast. (*b*) 13.
252. Webst. 165.
253. Ellis I, 327 f.; vgl. Moer. I, 434 f.; Hambr. (*a*) 14.
254. Stein. I, 72.
255. Beispiele bei Westermarck (*b*) I, 366, 368, 374 ff., 379, 389, 392.
256. Ellis I, 314.
257. Vgl. Wundt 293.
258. Rep. of the Miss. Soc. II, App. 3, 111.
259. Bast. (*b*) 11.
260. Wils. d. A. 473 n; e. A. 364.
261. Westermann (Kolleg); Preuss 69.
262. Kretschmer 187.
263. Waitz VI, 367; vgl. Hambr. (*a*) 16.
264. Hambr. (*a*) 16.
265. Stein. I, 72.
266. Waitz VI, 369.
267. Ellis I, 343; Turnb. d. A. 67; Lutteroth d. A. 26; Arii Taimai 51, 88; Moer. II, 13 f.
268. Ellis I, 343.
269. Von den meisten Autoren berichtet; Literaturhinweise bei Lehmann 111 n 11.
270. Mariner I, 216 f.; II, 221.
271. Moer. II, 14/15.
272. Lehmann 111, n 11.
273. Arbouss. 23; Bov. 406; vgl. Williams. III, 83.
274. Moer. I, 491/92.
275. Für die Marianen vgl. Le Gobien 49 f.
276. Hawkesw. II, 206.
277. Westermarck (*b*) I, 383. Daselbst weitere Beispiele für die Tötung erstgeborener Kinder: 382 f., 391.
278. Stein. I, 72.
279. Frazer (*b*) 577 f.
280. Handy (*a*) 45, 291.
281. Moer. I, 502 f.
282. Handy (*a*) 111.
283. Handy (*a*) 188.
284. Handy (*a*) 188, 189.
285. E. Best, zit. n. Westermarck (*a*) I, 395.
286. Handy (*a*) 188, 297, 299 f.
287. Moer. I, 535 ff.; vgl. Handy (*a*) 220.
288. Handy (*a*) 288, nach Ellis, 2. Aufl. I, 270—73.
289. Handy (*a*) 308.
290. Frazer (*a*) II, 267 ff., 274.
291. Handy (*a*) 189.
292. Freycinet II, 368 f.
293. Bligh 83 f.
294. Arii Taimai 88.
295. Moer. I, 493, 496.
296. Wils. d. A. 456 f.
297. Kretschmer 110 ff.
298. Ellis I, 315.
299. Ellis I, 325.
300. Ellis I, 328.
301. Moer. I, 495.
302. Meinicke 59 f.
303. Le Gobien 49 f.
304. Ellis I, 338 f.; vgl. Wils. d. A. 172; Transact. Miss. Soc. I, 54.
305. Wils. d. A. 171, 436.
306. Wils. d. A. 273 ff.; e. A. 154 ff.

307. Wilson d. A. 276; e. A. 156.
308. Wils. d. A. 335; e. A. 218.
309. Transact. Miss. Soc. I, 54.
310. Transact. Miss. Soc. I, 55.
311. Bov. 401.
312. Wils. d. A. 436.
313. Transact. Miss. Soc. III, 185.
314. Bligh 85.
315. Moer. I, 495 f., 500.
316. Bov. 379.
317. Bov. 381 f.
318. Rep. Miss. Soc. II, App. 1, 105 f.
319. Thurnw., Art. „Politische Entwicklung", Eberts Reall. d. Vorg.
320. A. Lesson IV, 35.
321. G. Forst. II, 102; ähnlich Arbouss. 22 f.
322. G. Forst. I, 278 f.
823. Bligh 85.
324. Moer. I, 497.
325. Bov. 407 f.
326. Arii Taimai 45.
327. G. Forst. II, 100/01.
328. Arii Taimai 136.
329. Stein. I, 59 f., 69; Handy (*b*) 41.
330. Bov. 535.
331. Bligh 85.
332. Arii Taimai 51.
332*a*. Vgl. Bov. 514; Bast. (*a*) 66 n; Williams. I, 238 ff., 245, 248.
333. Wils. d. A. 311.
334. Wils. d. A. 310.
335. Moer. I, 497.
336. Moer. I, 498.
337. G. Forst. II, 102.
338. Kretschmer 120 ff.; Scheidt 1930, 52 ff.
339. Ellis I, 333.
340. G. Forst. II, 106.
341. Bligh 85.
342. Waitz VI, 365, 367.
344. Kretschmer 174.
345. Waitz VI, 367.
346. G. Forst. II, 101.
347. Ellis I, 325.
348. Ellis I, 319, 321.
349. Moss 150.
350. Lehmann 299.
351. Arbouss. 22.
352. Transact. Miss. Soc. I, 54.
353. Ellis I, 339.
354. Turnb. d. A. 289.
355. Wils. d. A. 293; e. A. 174.
356. Wils. d. A. 469 f.; e. A. 361.
357. Wils. d. A. 309/10; e. A. 194.
358. Ellis I, 336.
359. Ellis, I, 338.
360. Bov. 381.
361. Bov. 401.
362. Moer. I, 498.
363. Cook, Journ. 1. R. 95 f.; vgl. Hawkesw. II, 206; Moer. I, 495.
364. G. Forst. II, 101.
365. J. R. Forst. 156.
366. Bov. 401.
367. Bligh 83.
368. Bligh 84.
369. Ellis I, 339; vgl. Williams 565; Williamson II, 114 ff.
370. Bov. 406.
371. Wils. d. A. 272 f.; e. A. 153 f.
372. Bov. 381.
373. G. Forst. II, 104 f.
374. G. Forst. II, 104.
375. G. Forst. II, 103 f.
376. Wils. d. A. 443, 468.
376*a*. Wils. d. A. 444 n.
377. Cook 3. R. II, 345.
378. Moer. I, 496; Ellis I, 338.
379. Wils. d. A. 310.
380. Ellis I, 338.
381. J. R. Forst. 156 n.
382. G. Forst. II, 100/01.
383. Westermarck (*a*) I, 398.
384. Bligh 85; Bov. 381; Wils. d. A. 293; Rep. Miss. Soc. II, 13. Mai 1819, 16 n.
385. Bligh 84.
386. J. R. Forst. 155.
387. Bov. 406.
388. Bov. 406.
389. Wils. d. A. 435 f.
390. Ellis 2. Aufl. III, 129; Arbousset 22.

391. Ellis I, 336.
392. Ellis I, 319.
393. Ellis I, 326.
394. Vincendon-Dumoulin (*a*) 303 f.
395. Handy (*a*) 100.
395*a*. Bov. 514; Williams. I, 245.
396. Vincend. (*a*) 303 ff., 318; Ellis, 3. Aufl. III, 118; Moer. II, 32 ff. Vgl. die Zusammenfassung bei Williams. II, 482 ff.
397. Vincend. (*a*) 318.
398. Vincend. (*a*) 303, 320.
399. G. Forst. II, 102; J. R. Forst. 156 n; Bligh 84; Bov. 406 f.
400. Bligh 84.
401. Bov. 407.
402. Ellis I, 320; Moer. I, 491; vgl. Russ. 84 ff.; Cooper 366 ff.
403. Lowie, zit. n. Thurnwald.
404. Lehmann 164 f.
405. Handy (*a*) 40.
406. Wils. d. A. 469; e. A. 361.
407. Bast. (*b*) 13.
408. Moer. I, 508; vgl. Bov. 391, 399 f.
409. Ellis I, 340.
410. Cook 3. R. II, 346 f.
411. Turnb. d. A. 81.
412. Arii T. 28 f.; vgl. 51, 88.
413. Bei Arii T. 155 ff.
414. Arii T. 50.
415. Ellis I, 324.
416. Freycinet II, 485 f.
417. Wils. d. A. 468.
418. Vincend. (*b*) 231; Stewart I, 216.
419. Handy (*b*) 419.
420. v. Langsdorff I, 102.
421. Stewart I, 216.
422. Stewart I, 233.
423. Williams. II, 399.
424. Combes 55.
425. Cook 3. R. II, 326.
426. Wils. d. A. 277.
427. Wils. d. A. 319 n, 322, 440, 470; vgl. Williams. II, 393.
428. Wils. d. A. 273, Transact. Miss. Soc. I, 54 f.
429. Wils. d. A. 280 n.
430. Wils. d. A. 436; vgl. Williams. II, 392.
431. Wils. d. A. 440.
432. Wils. d. A. 524 f.
433. Bligh 71, 96; Transact. I, 45; Wils. d. A. 436.
434. Wils. d. A. 435, 436.
435. Arii T. 66.
436. Arii T.
437. Schjelderup-Ebbe, spez. S. 96 ff.
438. Hambr. (*a*) 13 f.
439. Arii T. 59.
440. St. Germain, Bougainvilles Begleiter beschreibt die adligen Frauen als „gross und gut gebaut". Und wenig später berichtet er: „Gleich bei Ankunft des Schiffes bot sich uns eine Anzahl sehr niedlicher Mädchen an Bord an". St. G. bei Arii T. 155 ff.
441. Wils. d. A. 450.
442. Turnb. d. A. 265.
443. Cook, Journ. 1. R. 95 f.; Hawkesw. II, 205; Bov. 406.
444. Quatref. 48.
445. J. R. Forst. 155.
446. Wils. d. A. 327.
447. Wils. d. A. 293.
448. G. Forst. II, 103; vgl. Moss 150 f.
449. Schurtz 339 ff.
450. Cook 3. R. II, 343 f.
451. Wils. d. A. 435 f.; Arii T. 33 f.; Ellis I, 239.
452. Wils. d. A. 435 f., 465; Arii T. 33 f.; Ellis I, 339.
453. Moer. II, 68; Bov. 401.
454. Bov. 407.
455. Ellis I, 320.
456. Moer. I, 498.
457. Cook, Journ. 1. R. 95 f.
458. Vgl. Scheidt 1930, 52 f.
459. Ellis I, 321.
460. Ellis I, 332.
461. Ellis I, 339, 340.
462. Moer. I, 500/01.
463. Bov. 406.

464. Ellis 3. Aufl. I, 106.
465. Hambr. (*a*) 8 f.
466. Zaragoza III, 33.
467. De Quiros I, XXIII f., 127 f. Rep. Miss. Soc. II, 13. Mai 1819, 14 n.
468. Thilenius 3.
469. Ellis I, 334 f.
470. Ellis I, 340.
471. Hawkesw. II, 206.
472. Bov. 381.
473. G. Forst. II, 104.
474. G. Forst. II, 104; Wils. d. A. 272 f.
475. Moer. I, 493.
476. Moer. I, 495, 496.
477. Vgl. Scheidt 1930, 98 f.
478. Ellis I, 335.
479. Thurnw. 1921, 247.

LITERATUR.

Achelis, Th. 1895: Über Mythologie und Kultus von Hawaii. Braunschweig.

Arbousset, Th. 1867: Tahiti et les îles adjacentes. Paris.

Arii Taimai 1923: Denkwürdigkeiten von Arii Taimai E Marama von Eimeo, Teriirere von Tooarai, Teriinui von Tahiti, Tauraatua i Amo. Übersetzt von P. Hambruch. Nebst einem kürzlich aufgefundenen Reisebericht eines Begleiters de Bougainvilles über Tahiti. Mitt. d. Museums f. Völkerk. in Hamburg VIII. Hamburg.

Banks, Joseph 1896: Journal of the Right Honourable Sir Joseph Banks, during Captain Cook's First Voyages in H. M. S. Endeavour in 1768—71; ed. by J. D. Hooker. Lond.

Bastian, Adolf (*a*) 1883: Zur Kenntnis Hawaiis. Berlin.

Bastian, Adolf (*b*) 1883: Inselgruppen in Ozeanien. Berlin.

Bligh, William 1793: Reise in das Südmeer. Deutsch von Georg Forster. Berlin.

De Bougainville, A. L. 1772: Reise um die Welt mit der Fregatte La Boudeuse 1766—69. Aus d. Französischen. Leipzig.

De Bovis, E. 1855: De la société Tahitienne. Revue coloniale 1855. Paris.

De Brosses, C. 1756: Histoire des navigations aux terres Australes. Paris.

Codrington, R. H. 1891: The Melanesians. Oxford.

Combes, Francisco 1667: Historia de las Islas de Mindanao. Madrid.

Cook, James 1893: Captain Cook's Journal during His First Voyage Round the World, ed. by W. J. L. Wharton. London.

—— 1789: Des Capitain Cook dritte Entdeckungsreise 1776—80, nach Tagebüchern von Cook, Clerke, Gore und King. Deutsch von G. Forster. Berlin.

Cooper, H. S. 1880: Coral Lands. London.

Cuzent, M. G. 1860: Iles de la Société, Rochefort.

Dewey, John 1927: Human Nature and Conduct. New York.

Dumont-d'Urville, J. 1851: Reise nach dem Südpol und Ozeanien. Herausgegeben von F. Heinzelmann. Leipzig.

Ellis, William 1825: Journal of a Tour Around Hawaii. Boston.

—— 1830: Polynesian Researches. 1. Aufl. London.

—— 1831: Polynesian Researches. 2. Aufl. London.

Ellis, William 1853: Polynesian Resarches. 3. Aufl. London [1]).
Fischer, Eugen 1910: Sozialanthropologie und ihre Bedeutung für den Staat.
—— 1913: „Sozialanthropologie". Handwörterbuch der Naturwissenschaften Bd. IX. Jena.
Fornander, Abraham 1878, 1880, 1885: An Account of the Polynesian Race. London.
Forster, Johann Reinhold 1781: Tagebuch einer Entdeckungsreise nach der Südsee 1776—80. Berlin.
Forster, Georg 1778: J. R. Forsters Reise um die Welt. Berlin.
Freycinet, L. de 1829: Voyage autour du monde. Exécuté sur les corvettes l'Oranie et la Physicienne pendant les années 1817—20, par Louis de Freycinet, Capitaine de vaisseau. Paris.
Frazer, J. G. 1922: The Belief in Immortality and the Worship of the Dead. Vol. II: The Belief among the Polynesians. London.
—— 1928: Der goldene Zweig. Abgekürzte deutsche Ausgabe von H. v. Bauer. Leipzig.
Frobenius, Leo 1898: Die Masken und Geheimbünde Afrikas. Nova Acta., Abh. d. Kaiserl. Leop.-Carol. Deutschen Akademie der Naturforscher LXXIV Nr. 1. Halle a. S.
St. Germain s. Arii Taimai.
Gill, William Wyatt 1876: Myths and Songs from the South Pacific. London.
Le Gobien, Ch. 1701: Histoire des îles Marianes. 2. Aufl. Paris.
Graebner, Fritz 1919/20: Thor und Maui. Anthropos 14/15.
Hambruch, Paul (*a*) 1923 s. Arii Taimai.
—— (*b*) 1927: Arch. f. Anthropologie N. F. XXI. Braunschweig.
—— (*c*) 1921 (Herausgeber): Südseemärchen. Jena.
—— (*d*) 1911: Die sogenannten Ruinen von Matolenim auf Ponape. Korrespondenzbl. d. Deutsch. Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urgesch. XLII.
Handy, E. S. C. (*a*) 1927: Polynesian Religion. Bernice Pauahi Bishop Mus. Bull. 34. Honolulu.
—— (b) 1923: The Native Culture in the Marquesas. Bernice Pauahi Bishop Museum Bull. 9. Honolulu.
Harris, Rendel (*a*) 1906: The Cult of the Heavenly Twins. Cambridge.
—— (*b*) Boanerges. Cambridge.
Hawkesworth, John 1774: Geschichte der Seereisen und Entdeckungsreisen im Südmeer, welche auf Befehl Sr. Grossbritannischen Majestät unternommen und von Commodore Byron, Capitain Wallis, Capitain Carteret und Capitain Cook, im Dolphin, der Swallow und dem Endeavour nacheinander ausgeführt sind, aus den Tagebüchern der verschiedenen Befehlshaber und den Handschriften Joseph Banks Esq. in drei Bänden verfasst. Mit des Verfassers Genehmigung aus dem Englischen übersetzt von J. F. Schiller. Berlin.
Heckethorn, Ch. W. 1900: Geheime Gesellschaften, Geheimbünde und Geheimlehren. Autorisierte deutsche Ausgabe, bearbeitet von L. Katscher. Leipzig.
Kern, Otto 1927: Die griechischen Mysterien der klassischen Zeit. Berlin.
Kretschmer, Ernst 1930: Medizinische Psychologie. 4. Aufl. Leipzig.
Lange-Eichbaum 1928: Genie-Irrsinn und Ruhm. München.

1) Zitiert ist fast durchweg nach der 1. Aufl.; da, wo die 2. u. 3 Aufl. benützt wurden, ist es ausdrücklich erwähnt. Von der 2. Aufl. lagen mir nur Bd. III u. IV vor. Die Hauptstelle über die Arioi findet sich in der 3. Aufl. in Bd. I, S. 229 ff.

Langsdorff, G. H. v. 1812: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803—1807. Frankfurt a/M.

Lehmann, F. Rudolf 1930: Die polynesischen Tabusitten. Leipzig.

Lenz, Fritz 1931: Menschliche Auslese und Rassenhygiene. 3. Aufl. München.

Lesson, A. 1880: Les Polynésiens. Leur origine, leurs migrations, leurs languages. Ouvrage rédigé d'après le manuscrit de l'auteur par Ludovic Martinat. Paris.

Lutteroth, Henri 1843: O-Taiti. Histoire et enquête. Paris.

—— 1843: Geschichte der Insel Tahiti. Frei aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen von Theodor Bruns. Berlin.

Mariner, William 1818: An Account of the Natives of the Tonga Islands. Ed. by J. Martin. 2. Aufl. London.

Meinicke, Carl 1844: Die Südseevölker und das Christentum. Prenzlau.

Missionary Society s. Transactions und Reports.

Moerenhout, J. A. 1837: Voyages aux îles du Grand Océan. Paris.

Moss, F. J. 1889: Through Atolls and Islands in the Great South Sea. London.

Mühlmann, W. E. 1932: „Hospitality". Encyclopaedia of the Social Sciences, Vol. VII. New York.

Preuss, K. Th. 1923: Die geistige Kultur der Naturvölker. 2. Aufl. Leipzig.

Quatrefages, A. de 1866: Les Polynésiens et leurs migrations. Paris.

Quiros, P. F. de 1904: The Voyages of Pedro Fernandez de Quiros, translated and edited by Clements Markham. London.

Reports of the Missionary Society, from its Formation in the Year 1795, to 1814 inclusive. London.

Rienzi, M. G. L. Domeny de 1836—38: Océanie ou cinquième partie du monde. Paris.

Rivers, W. H. R. (*a*) 1914: The History of Melanesian Society. Cambridge.

—— (*b*) 1915: Sun-Cult and Megaliths in Oceania. American Anthropologist 17.

Russell, Michael 1848; Polynesia. New York.

Scheidt, Walter 1925: Allgemeine Rassenkunde. München.

—— 1930: Kulturbiologie. Jena.

Schjelderup-Ebbe, Th. 1931: Die Despotie im sozialen Leben der Vögel. Arbeiten zur biologischen Grundlegung der Soziologie. Forschungen zur Völkerpsychologie und Soziologie, herausgegeben v. R. Thurnwald, Bd. X, 2. Leipzig.

Schurtz, Heinrich 1902: Alterklassen und Männerbünde. Berlin.

Speiser, Felix 1929: Die eleusinischen Mysterien als primitive Initiation. Ztschr. f. Ethnol. 60.

Skinner, H. D. 1926: Journal of the Polynes. Soc. 35.

Smith, S. Percy 1918: The Mangareva- or Gambier Group of Islands. Journ. of the Polyn. Soc. 27.

Steinen, Karl von den 1928: Die Marquesaner und ihre Kunst. Berlin.

Stewart, C. S. 1832: A Visit to the South Seas 1829—30. London.

Thilenius, Georg 1927: Die Ergebnisse der Südsee-Expedition 1908—10. Bd. I, Allgemeines. Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung. Hamburg.

Thurnwald, Rich. 1913: Ethno-psychologische Studien an Südseevölkern. Leipzig.

—— 1919: Politische Gebilde bei Naturvölkern. Ztschr. f. vergl. Rechtswissensch. 37.

—— 1921: Die Gemeinde der Bánaro. Stuttgart.

—— 1922: Psychologie des primitiven Menschen. Handb. d. vergl. Psychologie, herausgeg. v. Kafka, Bd. I. München.

Thurnwald, Rich. 1923: Die Gestaltung der Wirtschaftsentwicklung aus ihren Anfängen heraus. Erinnerungsg. f. Max Weber.
—— 1924: Zur Kritik der Gesellschaftsbiologie. Archiv f. Sozialwissensch. 52.
—— 1924: Artikel „Auslese", Eberts Reall. d. Vorgesch. Bd. 1. Berlin.
—— 1925: Probleme der Völkerpsychologie und Soziologie. Ztschr. f. Völkerps. u. Soz. I.
—— 1926: Artikel „König", Eberts Reall. d. Vorgesch. Bd. 7. Berlin.
—— 1926: Artikel „Geheime Gesellschaft", Eberts Reall. d. Vorgesch. Bd. 4, 1. Berlin.
—— 1927/28: Artikel „Politische Entwicklung", Eberts Reallexikon d. Vorgesch. Bd. 10. Berlin.
—— 1928: Artikel „Siebung", Eberts Reall. d. Vorgeschichte Bd. 12. Berlin.
Transactions of the missionary society, 1804, 1806, 1813, 1818. 2. Aufl. 4 Bände. London.
Turnbull, John 1813: A Voyage Round the World. 2. Aufl. London.
—— 1806: Reise um die Welt in den Jahren 1800—04. Aus dem Englischen übersetzt v. C. P. Weyland. Berlin.
Tyerman, D. and Bennet, G. 1831: Journal of Voyages and Travels by the Rev. Daniel Tyerman and George Bennet, Esq. Compiled from Original Documents by J. Montgomery. London.
Vancouver, Georg 1799/1800: Reisen nach dem nördlichen Teile der Südsee 1790—95. Aus dem Englischen mit Anmerkungen von J. F. Herbst. Berlin.
Vierkandt, Alfred 1908: Die Stetigkeit im Kulturwandel. Leipzig.
—— 1928: Gesellschaftslehre. 2. Aufl. Stuttgart.
Vincendon-Dumoulin, C. A. et Desgraz, C. 1844: Iles Taiti. Esquisse historique et géographique. Paris.
—— 1843: Les îles Marquises. Paris.
Waitz, Th. 1865 und 1872: Anthropologie der Naturvölker. Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt von G. Gerland. Bd. V und VI. Leipzig.
Webster, Hutton 1908: Primitive Secret Societies. New York.
Westermann, D. 1921: Die Kpelle. Göttingen.
Westermarck, Edw. 1925: The History of Human Marriage. 5. Aufl. London.
—— 1907: Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe. Deutsch von L. Katscher. Leipzig.
Williams, John 1835: A Narrative of Missionary Enterprise in the South Sea Islands. London.
Williamson, R. W. 1924: The Social and Political Systems of Central Polynesia. Cambridge.
Wilson, James 1792: A Missionary Voyage in the Southern Pacific Ocean 1796—98 in the Ship Duff, Commanded by Captain James Wilson, Compiled from the Journals of the Officers and Missionaries. London.
Wilson, James 1800: Missionsreise in das südliche Stille Meer 1796—91 mit dem Schiffe Duff. Aus dem Englischen übersetzt mit Anmerkungen von D. Canzler. Berlin.
Wundt, Wilhelm 1912: Elemente der Völkerpsychologie, Leipzig.
Zaragoza, Justo 1882. Historia del descubriemento de las regiones Austriales hecho por el general Pedro Fernandez de Quiros. Madrid.

Nachbemerkung: Einige weitere Werke, darunter das wichtigste Werk über die tahitische Folklore von Henry-Orsmond, Ancient Tahiti (Bernice Pauahi Bishop Museum Bull. 48, Honolulu 1928) sind dem Verfasser leider erst nach Abschluss dieser Arbeit (Mai 1931) zugänglich geworden. Er behält sich ihre Verwertung für das vorliegende Thema für eine besondere Studie vor, welche insbesondere die politische Organisation in Tahiti im Verhältnis zur Arioi behandeln soll.

ANHANG.

Die vorliegende Abhandlung ist der Teildruck einer grösseren Arbeit, die im Sommer 1931 von der philosophischen Fakultät der Universität Berlin (Referent: Prof. Richard Thurnwald; Korreferent: Prof. Eugen Fischer) als Dissertation angenommen wurde[1]). Diese Arbeit enthält vier weitere Kapitel, „Die Dynastie der Pomare", „Die Mission und das Ende der Arioi", „Arioi-ähnliche Gesellschaften in Polynesien und Mikronesien", „Ältere und jüngere Züge in den polynesischen Geheimgesellschaften", von deren Veröffentlichung an dieser Stelle aus äusseren Gründen abgesehen wird. Die Ergebnisse dieser Kapitel werden im folgenden kurz zusammengefasst.

Das historische Schicksal der Arioi von Cooks Zeiten bis zu ihrem Erlöschen ist entscheidend durch die politische Entwicklung Tahitis bestimmt. Tahitis Verfassung war aristokratisch, seine Politik die Politik rivalisierender Adelsfamilien gewesen. In diese Entwicklung griffen die Engländer, in erster Linie die Abgesandten der Londoner Missionsgesellschaft, ein. Dadurch, dass Cook und seine Nachfolger von Hause aus die Vorstellung von einem „Königtum" mitbrachten, förderten sie unwillkürlich *den* Oberhäuptling, mit dem sie zufällig am meisten zu tun bekamen: Pomare I. und später seinen Sohn Pomare II. (Pomare herrschte über den Distrikt Matavai, der ein bevorzugter Hafen für die Engländer wurde.) Durch diesen Zufall wurde in Tahiti *die Kontrolle der innerpolitischen Siebung* ausgeschaltet. Pomare versorgte die Engländer mit Nahrung, duldete und förderte später die Mission. Dafür erhielt er von den Missionaren Flinten und Pulver, mit deren Hilfe er sich in blutigen Kämpfen gegen die übrigen Adelsgeschlechter die Alleinherrschaft über Tahiti und die umliegenden Inseln erzwang. Doch behielt diese „Monarchie" immer den Charakter einer *Despotie*. Die Pomares, deren Geschlecht ursprünglich von den „barbarischen" Paumotu-Inseln stammte, und die auch in biologischer Hinsicht einen ausgefallenen Familientypus aufwiesen, wurden niemals innerlich anerkannt. Die mit ihnen verbündeten Missionare haben die wahre politische Stellung und Absicht dieser Dynastie niemals zu durchschauen vermocht.

Die spärlichen Nachrichten über das Schicksal der Arioi in diesem Stadium lassen nur erkennen, dass die Gesellschaft, wenigstens mit einem Teile ihrer Mitglieder, mehr und mehr zu einer *militärischen Exekutive der Pomares* herabsank, die unter deren Führung ihre Kämpfe ausfocht, das Land ausplünderte und ihnen botmässig machen half. Die Gesellschaft entwickelte augenscheinlich ihr *terroristisches* Element zum *despotischen* und überwand somit innerlich sich selbst. Man wäre versucht, von einer Säkularisierung der Institution zu sprechen, wenn sie nicht bis ans Ende die schärfste Feindin der Mission gewesen wäre und in dieser Konkurrenzstellung ihren „kirchlichen" Charakter bekundet hätte. *Die Erfolge der Mission*, das zeigt sich aufs deutlichste, *knüpfen an die Uebertritte führender Persönlichkeiten* (vor allem Priester) *aus den Reihen der Arioi an*. Auch das zeigt eindringlich, dass die geheime Gesellschaft mindestens für ihre führenden Persönlichkeiten die *Funktion einer Kirche* versah. Im Jahre 1813 konnte, nach zahlreichen Bekehrungen, die Arioi als unterdrückt gelten. Leider erfahren wir nichts über die näheren Umstände der Auflösung der Gesellschaft. Wir hören nur, dass Idole und Tempel unter Führung bekehrter Häuptlinge zerstört wurden, und dass die „Einigung" Tahitis unter den Pomares und der christlichen Zivilisation mit entsetzlichen Blutopfern verknüpft war. In den Berichten der Missionare ist am eindrucksvollsten das hohe Bewusstsein ihrer Kulturmission bei gänzlicher Abwesenheit eines Gefühls dafür, dass sie eine Kultur *zerstörten*.

[1]) Der Verfasser möchte nicht verfehlen, beiden Herren, seinen verehrten Lehrern, an dieser Stelle für Rat und Hilfe herzlichst zu danken.

Vergleichend-ethnologisch ergibt sich Folgendes: Die Arioi-Gesellschaft ist ausser auf den Gesellschafts-Inseln auch auf den Marquesas, auf Mangareva, Rarotonga und in wahrscheinlich *stark* abgewandelter Ausprägung auf Hawaii bezeugt, doch sind die Nachrichten darüber sehr dürftig. Auf den Marquesas-Inseln stellten die *Kaioi* einen privilegierten Altersbund der Jünglinge und Mädchen mit eigenem Klubhaus und deutlichen Ansätzen zu gradmässiger Staffelung dar. Sie kennzeichneten sich durch besondere Tätowierung und scharten sich als Schutztruppe um den Häuptling. Gastfreundschaft wurde in reichem Ausmass gepflegt. In Zeiten des Nahrungsmangels bildeten die Kaioi Räuberbanden. — Für Hawaii bezeugen uns die Mitteilungen von Cooks 3. Reise das Bestehen einer Priestergesellschaft, die abseits des Dorfes ihre besonderen Niederlassungen hatte und sich aus Angehörigen des Adels rekrutierte. Der Gott der Gesellschaft war Rono. Seine Gattin Laka war die Schutzherrin der Tanzgesellschaft der Hula.

Die *Ulitao* oder *Uritao* der Marianen-Inseln, die von den alten Schriftstellern in erster Linie mit den Arioi verglichen wurden, stellen ebenfalls einen privilegierten Altersbund aus Angehörigen des Adels (Chamorri) dar, der über eigene Klubhäuser (goma olitao) verfügte, die von Le Gobien als „seminaires de débauche" missverstanden wurden. Von Freycinet wurde dieser Junggesellenbund charakteristischerweise auf die Schwäche der Familienbande zurückgeführt.

Von den *melanesischen* geheimen Gesellschaften ist der Arioi am ähnlichsten zweifellos die *Suque* der Neuen Hebriden. Rivers bringt die Arioi mit seiner Besiedelungstheorie Polynesiens in Zusammenhang und schreibt die Geheimbünde dem von Westen eingewanderten „Kava-Volk" zu. Die Ansicht von Rivers (im Anschluss an Moerenhout), der Kult der Arioi sei ein *Sonnenkult* gewesen, bedarf in der Nachdrücklichkeit, mit der Rivers diese These verficht, wahrscheinlich der Korrektur; doch enthält sie sicher viel Wahres und eröffnet weiteste kulturgeschichtliche Perspektiven. Neue Bearbeitung dieses Problems, auch nach der linguistischen und archäologischen Seite, ist notwendig. — Soziologisch erscheinen die melanesischen und polynesischen geheimen Gesellschaften weniger als Institutionen eines bestimmten Einwanderervolkes denn als *Kompromisssysteme* aus ethnischer Überlagerung (die in soziale Schichtung übergeht), indem sie einerseits den Angehörigen auch der unteren Volksschichten offenstehen und diesen damit eine Aufstiegsmöglichkeit geben, andererseits aber das religiöse und magische Wissen der Oberschicht auf die nur den Angehörigen dieser Schicht zugänglichen höchsten Grade der Gesellschaft beschränken. Die Siebungswirkung der melanesischen Geheimbünde kann ähnlich beurteilt werden wie die der Arioi. Während aber in Melanesien die Organisation der Männer die Familie nicht tangiert, ja den jungen Männern die Begründung einer Familie meist überhaupt erst ermöglicht, geraten im Falle der Arioi die *Männergesellschaft* (in die dann auch zahlreiche Frauen eingegliedert sind) und die *Familie* in einen Konflikt, der zur Auflösung der Familie führt. Darin liegt der biologische und soziologische Unterschied. — Das Studium des *Verhältnisses von politischer Organisation* bzw. politischer Entwicklung *und Familie* bei sog. Naturvölkern vermag uns Aufschluss zu geben über scheinbar abliegende „ganz moderne" Probleme, welche bisher einseitig unter anderen Gesichtspunkten, z. B. dem einer (von der Untersuchung der Gesellungsvorgänge abgelösten) „Geschlechterpsychologie" betrachtet worden sind.

LEBENSLAUF.

Wilhelm Emil Mühlmann wurde am 1. Oktober 1904 zu Düsseldorf-Gerresheim als Sohn des Kaufmanns Emil Mühlmann und seiner Ehefrau Emilie geb. Wehmeyer geboren. Er besuchte die Gymnasien in Ratingen und Düsseldorf und legte im März 1925 am Realgymnasium a. d. Rethelstrasse in Düsseldorf die Reifeprüfung ab. Hierauf widmete er sich dem Studium der Anthropologie in Freiburg i. Br. und München, der Anthropologie und Ethnologie in Hamburg, der Anthropologie, Ethnologie und Soziologie in Berlin. Hier legte er am 23. Juli 1931 die philosophische Doktorprüfung ab. Seine Lehrer waren: in der Anthropologie Eugen Fischer, F. Lenz und W. Scheidt; in der Ethnologie G. Thilenius und R. Thurnwald; in der Soziologie R. Thurnwald und A. Vierkandt.